

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Zwischen Heiliger und Rabenmutter - Mutterfiguren als Subjekte der
Gegenwartsliteratur

verfasst von | submitted by

Laura Aigner BA BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt |
Degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 870

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Vergleichende Literaturwis-
senschaft

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Daniel Syrový Privatdoz.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	1
1.1.	Hinführung zum Thema.....	1
1.2.	Grundbegriffe der Motherhood Studies.....	4
1.3.	Matrifokale Literatur.....	5
2.	Mutterschaft im gesellschaftlichen Spannungsfeld.....	10
2.1.	Überblick zur Theorie.....	10
2.2.	Die Utopie der Gemeinschaft in Anke Stellings <i>Bodentiefe Fenster</i> (2016).....	13
2.3.	Sozialer Reproduktionsdruck in Sheila Hetis <i>Motherhood</i> (2018).....	19
2.4.	Abtreibung im sozialen Kontext in Annie Ernauxs <i>L'événement</i> (2000).....	25
2.5.	Soziale Entmündigung in Doris Knechts <i>Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe</i> (2023).....	31
3.	Maternale Identitätszuschreibungen.....	36
3.1.	Überblick zur Theorie.....	36
3.2.	Duale Identitätsformen in Anke Stellings <i>Bodentiefe Fenster</i> (2016).....	39
3.3.	Selbstzuschreibungen von maternaler Identität in Sheila Hetis <i>Motherhood</i> (2018).....	45
3.4.	Institutionelle Einschränkung von Autonomie in Annie Ernauxs <i>L'événement</i> (2000).....	51
3.5.	Rückkehr zur Unabhängigkeit in Doris Knechts <i>Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe</i> (2023).....	56
4.	Mutter-Tochter-Dynamiken.....	63
4.1.	Überblick zur Theorie.....	63
4.2.	Doppelungen mit der Mutter in Anke Stellings <i>Bodentiefe Fenster</i> (2016).....	65
4.3.	Generationenübergreifendes Trauma in der Mutter-Tochter-Großmutter Triade in Sheila Hetis <i>Motherhood</i> (2018).....	71
4.4.	Abwendung von der Mutter in Annie Ernauxs <i>L'événement</i> (2000).....	77
4.5.	Versöhnung mit der Mutter in Doris Knechts <i>Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe</i> (2023).....	82
5.	Resümee.....	87
	Quellenverzeichnis.....	92

1. Einleitung

1.1. Hinführung zum Thema

Trotz ihrer Universalität wird der Mutter in der westlichen Literatur häufig nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wirft man einen genaueren Blick auf die Mutterfiguren in popkulturellen Texten zeigt sich rasch, dass sie häufig jene Figuren sind, die die Entwicklung der Protagonist*innen vorantreiben, während ihre eigene subjektive Wahrnehmung jedoch nicht im Zentrum steht. Der Verlust der Mutter ebnet etwa in Jugendromanen den Weg, um zur/zum Held*in zu werden (z.B. in Cornelia Funkes *Tintenherz* (2003) oder *Harry Potter and the Philosopher's Stone* (1997)), fremde Mütter werden zum Objekt der sexuellen Begierde (etwa in Charles Webbs *The Graduate* (1963)) oder die Überwindung der bösen (Stief-)Mutter ermöglicht die individuelle Freiheit der/des Protagonisten*in (z.B. in den Märchen der Gebrüder Grimm oder in Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983)). Auch im literarischen Kanon und der komparativen Forschung sind Mutterfiguren unterrepräsentiert und rücken erst in den letzten Jahren immer mehr in den Fokus (Wahlström Henriksson et al. 2023, S. 5ff). Dort wo die Mutterfigur in der Literaturgeschichte nicht gänzlich unsichtbar ist, wird ihre Existenz mehrheitlich von (stereotypischen) Fremdzuschreibungen begleitet und weniger von subjektiven Auseinandersetzungen mit der Realität von Mutterschaft (Podnieks & O'Reilly 2010, S. 12). Seit den 1990er-Jahren verzeichnen Podnieks und O'Reilly (2010, 2f) jedoch eine erkennbare Verschiebung hin zu Texten, in denen ganz klar die subjektive Erfahrung der Mutter im Fokus steht.

Ziel der Masterarbeit ist es daher Texte der Gegenwartsliteratur in den Mittelpunkt zu stellen, die sich aktiv mit dem Erleben von Mutterschaft auseinandersetzen und zu analysieren, wie diese Erfahrungen literarisch dargestellt werden. Anhand der Analyse von Anke Stellings *Bodentiefe Fenster* (2016), Sheila Hetis *Motherhood* (2018), Annie Ernauxs *L'événement* (2000) und Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023) wird untersucht, wie soziale Narrative rund um das Muttersein literarisch abgebildet werden und wie mütterliche Subjektivität in den Texten erreicht werden kann. Die Definition von Mutterschaft folgt sozialwissenschaftlichen Theorien sowie Theorien der Motherhood Studies, die Mutterschaft nicht erst mit dem Gebären eines

Kindes beginnend betrachten, sondern diese als kontrollierenden Faktor des Patriarchats definieren, der ab dem Einsetzen der Menstruation auf Individuen wirkt (Wahlström Henriksson et al. 2023, S. 4). So argumentieren Wahlström Henriksson et al. (2023, S. 4), dass Mutterschaft sowohl in ihrer Ab- oder Anwesenheit auf jede Frau, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, Auswirkungen hat.

Die Abgrenzung des Begriffs der Gegenwartsliteratur orientiert sich an Leonhard Herrmanns und Silke Horstkottes Werk *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung* (2016, S. 2f), welches den Beginn dieser ab 1989/1990 verortet. Den Kern der Gegenwartsliteratur beschreiben Herrmann und Horstkotte (2016) als eine literarische Auseinandersetzung der Autor*innen mit „ihrer eigenen Zeit, ihren Kontexten, Problemen und Herausforderungen“ (ebd., S. 3). Sie unterscheiden außerdem, mit Blick auf Wolfgang Braungart (2013), drei Arten, um Gegenwärtigkeit in Texten zu erzeugen,¹ allen voran die „kontextbezogene Gegenwärtigkeit“ (zit. in Herrmann & Horstkotte 2016, S. 4), mit der sie die inhaltliche Auseinandersetzung mit der „eigenen Zeit“ (ebd., S. 4) beschreiben.

Diese Auseinandersetzung mit Mutterschaft in einem gegenwärtigen Kontext steht im Mittelpunkt der ausgewählten Texte. Diese beleuchten unterschiedliche Facetten und Ausprägungen von Mutterschaft. Während Anke Stellings Roman *Bodentiefe Fenster* einer Mutter mit zwei Kindern folgt, zeichnet Sheila Heti in *Motherhood* den inneren Prozess einer Protagonistin nach, die in ihren Dreißigern zu entscheiden versucht, ob sie noch Mutter werden möchte oder nicht. Annie Ernaux setzt sich in mehreren ihrer Texte, wie etwa in *Les Années* (2008) oder *La femme gelée* (1981), mit ihrer Rolle als Mutter auseinander, thematisiert in *L'événement* jedoch eine traumatische Abtreibungserfahrung, Jahre bevor sie Mutter wird, und legt damit einen ebenfalls sehr wichtigen und kontroversen Aspekt rund um das Thema Mutterschaft offen. Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* begleitet die Protagonistin dabei, wie sie durch den Auszug ihrer volljährigen Kinder das aktive Muttersein hinter sich lässt.

So bewegen sich die Protagonistinnen innerhalb eines Spektrums zwischen aktiver Mutterschaft und dem radikalen Ablehnen dieser. Ziel der Arbeit ist es durch vergleichendes Betrachten der Texte die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Darstellung der Mutterschaftserfahrung anhand von drei Aspekten nachzuzeichnen. Diese Analysekriterien

¹ Darüber hinaus formuliert Braungart (zit. in Herrmann & Horstkottes 2016, S.4) die „ästhetische Gegenwärtigkeit“ und die „existenzielle Gegenwärtigkeit“ als zentrale Formen der Erzeugung von Gegenwärtigkeit in Texten.

leiten sich aus sozialwissenschaftlichen Theorien der Motherhood Studies ab. Zunächst werden die Texte hinsichtlich der vorhandenen sozialen Dynamiken analysiert und wie soziale Narrative und Beziehungen auf die Mutterschaftserfahrung der Protagonistinnen wirken. Im Kapitel „Maternale Identität“ wird die Selbstwahrnehmung der Protagonistinnen untersucht sowie die enge Verbindung von Identität und Autonomie im Rahmen des Mutterschaftsdiskurses. Das Kapitel „Mutter-Tochter-Dynamiken“ analysiert den Einfluss der Mutter-Tochter-Beziehung der Protagonistinnen auf die eigene Mutterrolle. Als Basis für die Analysekategorien werden zentrale Publikationen der Motherhood Studies, wie *Textual Mothers/ Maternal Texts* (2010) herausgegeben von Elizabeth Podnieks und Andrea O'Reilly sowie *The Routledge Companion To Motherhood* (2020) herausgegeben von Lynn O'Brien Hallstein, Andrea O'Reilly und Melinda Vandenbeld Giles verwendet. Ebenso zentral ist Adrienne Richs Text *Of Woman Born* (1976), der als Ursprung der Motherhood Studies gilt. Andrea O'Reillys *From Motherhood to Mothering: The Legacy of Adrienne Rich's Of Woman Born*. (2004) bildet ebenso eine zentrale Grundlage der Analyse. Diese Verbindung von sozialwissenschaftlichen Theorien der Motherhood Studies mit einer literaturwissenschaftlichen, vergleichenden Analyse bietet eine relevante Grundlage, nicht zuletzt, da das Schreiben als ein wichtiges Tool in der Emanzipation von Müttern betrachtet wird und durchaus subversives Potenzial bereithält (vgl. Frye 2010; Podnieks 2020; Heinritz 2023).

Obwohl die Arbeit versucht, ein breites Spektrum an Erfahrungen abzudecken, beschränkt sich die Textauswahl auf Texte von weißen Cis-Frauen in heteronormativen Beziehungen und kann dementsprechend nur einen Bruchteil weiblicher Lebensrealitäten abdecken. Für die Analyse im Rahmen der Masterarbeit ist es sinnvoll Texte zu betrachten, deren Handlungen in einem ähnlichen kulturellen Umfeld stattfinden, da Mutterschaft immer stark von ihrer kulturellen Umgebung beeinflusst wird (vgl. Miller 2005). Grundsätzlich ist aber wichtig zu berücksichtigen, dass Mutterschaft ein intersektionales Spannungsfeld ist, in welchem sich diskriminierende Faktoren wie Armut, Herkunft oder Sexualität verstärkend auf die gesellschaftliche Benachteiligung von Individuen auswirken (vgl. O'Brien Hallstein et al. 2020).

1.2. Grundbegriffe der Motherhood Studies

Grundlage der Analyse der ausgewählten Texte sind zentrale Konzepte der Motherhood Studies, die als vergleichsweise junge Forschungsrichtung erst 2006 von Andrea O'Reilly offiziell als solche benannt wurde (O'Brien Hallstein et al. 2020, S. 1). Eine wichtige Grundlage für die Motherhood Studies ist Adrienne Richs Text *Of Woman Born* (1976). Anhand persönlicher Erfahrungen als Mutter von drei Kindern und theoretischer Überlegungen, reflektiert Rich über das Konzept „Mutterschaft“, und schafft damit die Basis für einen produktiven theoretischen Diskurs zum Thema. Speziell die Unterscheidung zwischen den Bezeichnungen „motherhood“ und „mothering“ dient bis heute als zentrale Basis der Motherhood Studies (O'Reilly 2004, S. 2f). Rich bricht damit Mutterschaft in zwei Hauptaspekte auf, die zwar eng miteinander verwoben sind, sich in ihrem Kern aber stark voneinander unterscheiden: So sei Mutterschaft einerseits „the *potential relationship* of any woman to her powers of reproduction and to children“ (Rich 2021, S. lxi) und andererseits „the *institution*, which aims at ensuring that that potential – and all women – shall remain under male control“ (ebd., S. lxi). Andrea O'Reilly definiert basierend auf Adrienne Richs Text „mothering“ als das Potenzial, das einer emanzipierten Mutterschaft innewohnt, während sie „motherhood“ als Umschreibung für die dahinterstehende Institution verwendet (O'Brien Hallstein et al. 2020, 1f).

Rich (2021, S. lxi) beschreibt in *Of Woman Born* sozioökonomische, politische sowie moralische Rahmenbedingungen als Faktoren eines Unterdrückungsmechanismus, der als solcher durch die Fähigkeit der Reproduktion auf jede Frau wirkt. Denn stark verbunden mit ihrer Definition des Mutterseins ist die Sichtbarmachung der fremdgeführten Kontrolle, die auf weibliche Körper wirkt. So sei Frauen die Autonomie über ihren Körper durch eingeschränkten bis unmöglichen Zugang zu Verhütungsmitteln, Abtreibungen und Mutterschutz seit Jahrhunderten erschwert worden (ebd., S. lxi). Damit einher gehe die Tatsache, dass Frauen fast bis gar nicht an den politischen Prozessen hinter diesen Entscheidungen beteiligt seien:

This institution has been a keystone of the most diverse social and political systems. It has withheld over one-half the human species from the decisions affecting their lives [...]. In the most fundamental and bewildering of contradictions, it has alienated women from our bodies by incarcerating us in them. (ebd., lxi)

Die Mutterschaft bzw. die potenzielle Mutterschaft wirkt daher nicht erst ab der Geburt eines Kindes als Unterdrückungsmechanismus auf die Frau, sondern unabhängig davon, ob sie sich für ein Kind entscheidet oder nicht (Wahlström Henriksson et al. 2023, S. 4).

Adrienne Rich ist nicht die erste Feministin, die sich mit der Thematik auseinandersetzt. Französische Feministinnen wie Monique Wittig oder Christine Delphy setzen sich ebenfalls in den 1970er-Jahren theoretisch mit Mutterschaft auseinander, vertreten dabei aber, ähnlich wie schon Simone de Beauvoir, hauptsächlich einen negativen Standpunkt gegenüber der Institution und versuchen, die weibliche Identität gänzlich abseits ihrer Reproduktionsfähigkeit zu positionieren (Fell 2003, S. 15ff). Richs Text ist damit einer der ersten, der auch das Potential von Mutterschaft außerhalb gesellschaftlicher Strukturen beschreibt, und ebnet damit, so O'Reilly (2004, S. 9f), den Weg für spätere Theoretiker*innen, zwischen „motherhood“ als Institution und „mothering“ als Mutterschaft in Abwesenheit patriarchaler Zuschreibungen zu unterscheiden. O'Reilly (2004, S. 10) betont, dass es ein wichtiger Aspekt der Motherhood Studies sei, einen Gegendiskurs zu schaffen, der das Potenzial von Mutterschaft als ermächtigend für Frauen statt als ausschließlich oppressiv und einschränkend positioniert. Die Erziehung bzw. das „mothering“ wird dabei zu einem sozialen und aktivistischen Ort, an dem Veränderung durch feministische Wertevermittlung erreicht werden soll (ebd., S. 10).

Green (2004, S. 130) argumentiert, dass dieser Aktivismus in der bewussten Verneinung sozialer Erwartungen zu finden sei und sich außerdem in der Erziehung von kritisch denkenden Kindern manifestieren würde. So würden alle Formen der Erziehung, die abseits der klassischen Kernfamilie stehen, Potenzial zur Entfaltung und zum Widerstand beinhalten. Gleichzeitig könne die bewusste Subversion des Patriarchats auch in der stereotypisch weißen, heterosexuellen Kernfamilie stattfinden, indem z.B. Erwartungshaltungen von außen gezielt negiert werden und Kindern beigebracht wird, konservative und patriarchale Gesellschaftsstrukturen zu hinterfragen (ebd., S. 130 – 135).

1.3. Matrifokale Literatur

Dem literarischen Kanon mangelt es an differenzierten Mutterfiguren. So bewegen sich diese von einem Extrem zum anderen – an einem Ende könnte man die nachsichtige und aufopferungsvolle Marmie aus Louisa May Alcotts *Little Women* (1868/1869) stellen und an das andere Ende Erika Kohuts kontrollierende, sadistische Mutter aus Elfriede Jelineks *Die Klavierspielerin* (1983). Schon im deutschen Volksmärchen finden sich diese Gegensätze recht plakativ. Während die Stiefmutter meist böse und hässlich ist, ist die gute Fee jene, die ihre mütterlich schützende Hand über die Protagonist*innen legt. Auch wenn sie die Handlung vorantreiben, bleiben diese Figuren dennoch meist Nebencharaktere und

sobald die Protagonistin selbst in das gebärfähige Alter kommt, endet die Handlung für sie (Liebs 1993, S. 135f). Elke Liebs (1993, S. 115) formuliert das Desinteresse an der Mutterfigur im deutschen Volksmärchen wie folgt:

Wenn die Märchen mit der Hochzeit von Prinzessin und Prinz enden, so ist damit tatsächlich der kurze Zenit ihres Daseins im Leben der jungen Frauen angezeigt: sie sind unberührt, aber voll erblüht und ‚reif‘ für die Mutterschaft. Ist die Tauglichkeit hierzu ein- oder mehrmals unter Beweis gestellt, nimmt das erzählerische Interesse an ihnen radikal ab. Die biologische Schuldigkeit ist abgeleistet, die Gesellschaft braucht sie eigentlich nicht mehr.

Diese Ansicht trifft bei Betrachtung der literarischen Tradition nicht nur auf das Volksmärchen zu. Auch in anderen Texten, zumindest innerhalb der deutschen Literaturgeschichte, zeichnen sich die Mutterfiguren besonders durch ihre Abwesenheit oder einen frühen Tod aus (Becker 1994, S. 165ff). Diese Eindimensionalität von Mutterfiguren in der Literatur ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Heather Hewett (2020, S. 192) etwa beschreibt den Mangel an Texten über Mutterschaft in der westlichen Gesellschaft als direktes Ergebnis der Abwertung von Care-Arbeit. So wird das Muttersein lange Zeit als nicht interessant für die Öffentlichkeit wahrgenommen. Im hauptsächlich männlich geprägten literarischen Diskurs werden weibliche Thematiken im Allgemeinen als ungeeignet für die literarische Aufarbeitung betrachtet. Besonders das Muttersein gilt als private Angelegenheit (Frye 2010, S. 189). Eine Ansicht, die in der aktuellen Literaturkritik zum Teil bis heute bestehen bleibt, und Texte über Mutterschaft, so Klanke und Marx (2023, S. 8), als „Nabelschau – und Befindlichkeitsprosa“ abwertet.

Darüber hinaus verfügten Mütter selbst lange über zu wenig Ressourcen, um selbst Texte produzieren zu können – das berühmte Zimmer für sich allein war für die meisten Frauen bis weit ins 20. Jahrhundert eine Utopie (Frye 2010, S. 189). Ebenso wurde das Thematisieren von kontroversen und ambivalenten Gefühlen gegenüber der mütterlichen Identität gesellschaftlich nicht akzeptiert. Wer sich kritisch gegenüber ihrer Rolle als Mutter äußerte, wurde als ungeeignet für die Aufgabe angesehen (ebd., S. 189). Diese gesellschaftliche Ächtung von schlechten Müttern ist einer der Gründe, warum vor den 1960er- und 1970er-Jahren die Realität des mütterlichen Lebens in der literarischen Öffentlichkeit kaum diskutiert wurde und auch danach nur langsam eine authentische Thematisierung passierte (Podnieks 2020, S. 177). Susan Maushart prägt Ende des 20. Jahrhunderts in diesem Zusammenhang den viel zitierten Begriff der „mask of motherhood“ (zit. nach Podnieks 2020, S. 177): So würden Frauen nach außen hin eine Maske tragen, welche das Chaos und die Überforderung verdecken, die mit der Kindererziehung einhergehen. Diese Maske solle dafür sorgen, dass die wahre Lebensrealität von Müttern nicht

öffentlich besprochen werde und damit unerreichbare Ideale für Frauen immer weiter reproduziert würden (ebd., S. 177). Diese Maske ist nach Maushart also einerseits das Produkt patriarchaler Vorstellungen darüber, wie Frauen zu sein hätten, und andererseits das Resultat sozialer Einschüchterungsmechanismen für diejenigen, die von der Norm abweichen (ebd., S. 177). Auch wenn diese Performativität von Mutterschaft in Teilen bis heute erhalten bleibt, gibt es mittlerweile immer mehr Texte, die diese Scheinidylle aufzubrechen versuchen. Elizabeth Podnieks (2020, S. 176) beschreibt diese Texte, in deren Kern die Demaskierung von Mutterschaftsmythen steckt, als „[m]atrifocal literatures“. Darunter versteht sie Texte, welche die Lebensrealität von Müttern ins Zentrum stellen und in denen die Fokalisierung auf der Mutter liegt. Erzählt wird in diesen Texten in der ersten oder dritten Person (ebd., S. 176). Sie unterscheiden sich damit von Texten, in deren Zentrum die Tochter steht und die Podnieks und O'Reilly (2010, S. 2) als „daughter-centric“ bezeichnen. Diese handeln zwar häufig von der Beziehung zur Mutter, stellen diese aber nicht als Subjekte in den Mittelpunkt, da sie aus der Perspektive der Tochter erzählt werden (ebd., S. 2f). Diese Tochter-zentrierten Narrative machen lange Zeit den Großteil an Texten aus, die sich mit Müttern auseinandersetzen. In matrifokalen Texten aber soll die Identität und die Perspektive der Mutter im Zentrum stehen (ebd., S. 2f).

Besonders autobiographische Texte werden in der Sekundärliteratur als fruchtbare Basis für Matrifokalität in Texten beschrieben. Joanne S. Frye (2010) betont etwa das Potenzial dieser Texte für die Auseinandersetzung mit der Identität von Müttern. Zwar spricht Frye nicht explizit von matrifokalen Texten, ihre Definition der Textsorte ähnelt jedoch jener von Heather Hewett (2020, S. 195), die die Matrifokalität als zentrales Element von „Motherhood Memoiren“ beschreibt. Frye (2010, S. 189) beschreibt die Textsorte als einen wichtigen Ort, an dem die Komplexität mütterlicher Identität verhandelt werden könne, da das Muttersein gesellschaftlich hauptsächlich als eindimensionale Identität wahrgenommen werde. Die Auseinandersetzung mit echten Lebensrealitäten sei eine wichtige Basis dafür, diese literarisch noch wenig erkundete Identität zu untersuchen:

The particular contribution of these mother-memoirs comes directly through their careful probing of highly individualized experiences, framed by repeated attention to intersections between writing and mothering. Along the way, it seems to me, these maternal narratives give us not only alternative and particular renderings of mothering experiences, but also alternative ways of resisting the binaries that threaten our capacity to understand the full and complex humanity of mothers. (Frye 2010, S. 199)

Podnieks (2020, S. 176) sieht solche Texte ebenso als Ort der „textual liberation“, da sie Mythen des Mutterseins aufdecken und damit ein aktives und authentisches Anschreiben

gegen patriarchale Vorstellungen seien, welche bestehende literarische Stereotypen der guten und bösen Mutter aufbrechen würden. Auch Podnieks und O'Reilly (2010, S. 3) sehen diese Texte als zentralen Ort der Demaskierung, welche unangenehme, aber wichtige Wahrheiten an die Oberfläche befördern würden: „The unmasking of motherhood thus necessitates what may be termed ‘an archaeology of maternity’: an excavation of the truths of motherhood disguised and distorted beneath the mask.”

Heather Hewett (2020, S. 192) betont besonders die Wichtigkeit der Positionierung des eigenen Ichs im Zentrum der Handlung, um eine Aufarbeitung erlebter Ereignisse in Gang zu setzen und dabei einen Ort für die eigene Subjektivität zu schaffen, der gleichzeitig der kollektiven Erinnerung dient. Denn das „Ich“ der Motherhood Memoiren sei, so Hewett (2020), oft nicht nur ein individuelles Ich, sondern ein kollektives: „As opposed to the unitary subject of traditional autobiography, the relational dimensions of ‘mother’ bring others into focus along with the narrating ‘I’. In some cases, the ‘I’ may include a ‘we’.” (ebd., S. 195) Besonders zentral sei dies für Mütter, die aufgrund ihrer Hautfarbe, Herkunft, Sexualität oder körperlichen Behinderungen aus der geschichtlichen Repräsentation ausgeschlossen werden (ebd., S. 192f).

Matrifokalität in Texten bedeutet jedoch nicht, dass es sich immer um Texte handelt, welche gegen patriarchale Strukturen anschreiben. Mommy Lit etwa lässt sich popkulturell als kleine Schwester der Chick Lit einordnen und stellt ebenso Mutterfiguren ins Zentrum der Handlung (vgl. Hewett 2006). Die Protagonistinnen haben die Suche nach ihrem Mr. Right abgeschlossen und stehen jetzt vor der Herausforderung Kinder, Beziehung, Job und die eigene Identität miteinander zu vereinen. Zwar beschreiben die Texte diese Veränderungen im Leben einer Mutter mit Humor und Selbstironie, versuchen aber letztlich nicht, vorhandene Strukturen zu ändern und akzeptieren etwa die Passivität der Väter zum Großteil recht unreflektiert (ebd., S.119 - 125). Mommy Lit lässt sich, so Hewett (2006), als Phänomen der Neunziger- und frühen Nullerjahre in einer Zeit verorten, in der die Verhandlung von Mutterschaft in der Popkultur angekommen war. Dies führte jedoch weniger zur Demaskierung als zur Verfestigung von gewissen Ideologien, denen Douglas und Michaels den Überbegriff „new momism” (zit. in Hewett 2006, S. 120f) geben. Diese „new momism“-Ideologie suggeriert etwa, dass Frauen die einzig wahre Erfüllung nur in der Mutterschaft finden und nur die Mutter als Bezugsperson für das Kind geeignet ist (ebd., S.119 - 125).

Anschaunungen dieser Ideologie spiegeln sich nicht nur in fiktionaler Mommy Lit wider, sondern genauso in den von Hewett (2020) beschriebenen Motherhood Memoiren.

Matrifokalität bedeutet also nicht automatisch eine Demaskierung, bietet aber Potenzial für Texte, die ungefiltert und authentisch über Mutterschaft schreiben. Hewett (2020, S. 194) verweist etwa auf das Aufbrechen von Tabuthemen wie Unfruchtbarkeit, Wochenbettdepression oder Kindstod, welche auch stereotypisch gezeichnete Identitäten von Müttern herausfordern. Für Podnieks und O'Reilly (2010, S. 4) öffnen diese Texte einen Ort des „maternal outlawdom“.

2. Mutterschaft im gesellschaftlichen Spannungsfeld

2.1. Überblick zur Theorie

Wie oben gezeigt, findet Mutterschaft nie im luftleeren Raum statt. Alison Fell definiert die institutionalisierte Mutterschaft daher mit Blick auf Michel Foucault als Produkt unterschiedlicher „motherhood discourses“ (Fell 2003, S. 9), die Kontrolle auf das Individuum ausüben, indem sie eine gewisse Erfahrung von Mutterschaft vorgeben (Miller 2005, S. 29). Ebenso sprechen Krüger-Kirn et al. (2016, S. 9) von einer komplexen Verknüpfung kulturhistorischer und sozialpolitischer Diskurse, welche das gesellschaftliche Verständnis von Mutterschaft formen. Kulturhistorisch geht die heutige Idealvorstellung der „guten Mutter“ in Europa zurück bis ins 18. Jahrhundert, wo männliche Denker wie Jean Jacques Rousseau oder Heinrich Pestalozzi das Zeitalter des Kindes einleiten und die Mutter in die Rolle der Erzieherin rücken (Farhan 2009, S. 17f; Metz-Becker 2016, S. 20). Doch auch die katholische Kirche und der Kult um die Heilige Gottesmutter Maria spielen eine zentrale Rolle in der Zementierung unrealistischer Ideale an die „gute Mutter“ als primär aufopfernd und unschuldig (Fell 2003, S. 2f). Sozialpolitisch dominiert innerhalb der meisten Partnerschaften bis heute die klassische Rollenaufteilung von Care- und Erwerbsarbeit (vgl. de Sotelo 2016, S. 89f; Bueskens 2018), unter anderem deshalb, da im westlichen „Alltagsverständnis“ (Krüger-Kirn et al. 2016, S. 9) bis heute der naturalisierte Blick auf die Mutter vorherrscht (ebd., S. 9). Durch diesen wird die Mutter als wichtigste Person in der Kindererziehung positioniert (Fox 2006, S. 236). Farhan (2016, S. 10) bezeichnet die Wahrnehmung von Mutterschaft trotz feministischer Errungenschaften als eine „der letzten Bastionen des Essentialismus“ (ebd., S. 10) und argumentiert dies als Ergebnis eines geschichtlichen Naturalisierungsprozesses, durch den Mutterschaft zur „intrapyschische[n] Struktur“ (ebd., S. 20) gemacht wurde.

So glorifizieren pronatalistische politische Diskurse, die häufig rechtspopulistisch und konservativ geprägt sind, die Elternschaft und erheben sie zu einem moralischen Imperativ, der die Fortpflanzung als notwendigen Dienst an der Gesellschaft positioniert (Szalma & Heers 2024, S. 88). Andererseits wird Mutterschaft auch außerhalb dieser konservativen Diskurse als Übergangsritual für Frauen vom Kindsein hin zum Werden eines wertvollen, selbstlosen Mitglieds der Gesellschaft assoziiert (Malacrida & Boulton 2012, S. 750f). Dementsprechend wirken das Konzept Mutterschaft und alle damit zusammenhängenden regulierenden Faktoren nicht nur auf Frauen, die diese bereits aktiv leben. Selbst die Ablehnung dieser Erwartungshaltung und der bewusste Entschluss zur Kinderlosigkeit

gehen deshalb mit vielen Vorurteilen einher (ebd., S. 750f). So sind kinderlose Paare, speziell freiwillig kinderlose Frauen, selbst in emanzipierten Ländern häufig mit der Stigmatisierung konfrontiert, egoistisch und unreif zu sein (Moore & Geist-Martin 2013, S. 232f). Dass dies kein modernes Phänomen ist, zeigt Regine Toepfer (2020, S. 7) in ihrer Forschung rund um Kinderlosigkeit im Mittelalter, wo diese bereits quer durch die Bevölkerungsschichten zur sozialen Exklusion führte.

Der Diskurs rund um Abtreibung bewegt sich in einer binären Debatte zwischen „pro-life“ und „pro-choice“ Argumenten, welche das breite und komplexe Spektrum an Schwangerschaftserfahrungen radikal simplifiziert (de Onís 2020, S. 497). Das Resultat der Dominanz dieser Diskurse bzw. kulturellen Skripten ist nach Fell (2003, S. 9) und Miller (2005, S. 29) die Kontrolle, die durch diese auf Frauen ausgeübt wird. In der Mutterschaft selbst äußern sich diese kulturellen Skripten vor allem in hohen Ansprüchen an die Kinderbetreuung und der Zurückstellung der elterlichen Interessen hinter die Bedürfnisse des Kindes (Fox 2006, S. 237). Sharon Hays (zit. in Fox 2006, S. 236) definiert den Begriff „intensive mothering“ schon 1996, bis heute hat dieser nichts an seiner Aktualität verloren. Konkret versteht sich unter diesen Intensive-Mothering-Ideologien die Anforderung an Mütter, ihr Leben auf das ihrer Kinder auszurichten. Dies beginnt im besten Fall bereits in der Schwangerschaft, indem jeder Meilenstein in der Entwicklung des Kindes zelebriert wird und die Bedürfnisse des Kindes schon hier über die eigenen gestellt werden (ebd., S. 236f). So sei diese Entwicklung ein „ever-demanding, constantly failing ‘ideal’“ (O’Brien Hallstein 2007, S. 276), welche feministische Errungenschaften in neue Unterdrückungsmechanismen für Frauen verkehre und gleichzeitig Klassenunterschiede verstärke, da Einkommen und sozialer Rückhalt einen enormen Einfluss darauf haben, wie sehr Frauen diesen Idealen gerecht werden können (Fox 2006, S. 236-239). Intensive Mothering wird von Hays (1996) ursprünglich in einem nordamerikanischen Kontext definiert, lässt sich aber genauso in europäischen Ländern verordnen (vgl. Diabaté & Beringer 2018; Rúðólfssdóttir & Auðardóttir 2024). Diabaté & Beringer (2018, S. 310) zeigen in ihrer Studie, dass zwar nur ein Viertel der befragten deutschen Frauen zustimmt, dass die Mutter die beste Bezugsperson für Kinder zwischen einem und drei Jahren sei, sich die Ansprüche dieser Ideologie aber indirekt auf die Wahrnehmung der eigenen Fähigkeiten auswirke. Sie sind sich daher besonders darüber bewusst, welches Verhalten sie zu einer „guten“ bzw. „schlechten Mutter“ macht (Collins 2020, S. 2).

Starke Differenzen zeigen sich hier zum wissenschaftlichen Diskurs. In den Motherhood Studies steht die oben beschriebene Annahme im Zentrum, dass gesellschaftliche Narrative die individuelle sowie kollektive Wahrnehmung von Mutterschaft prägen (Miller 2005, S. 27ff). Im wissenschaftlichen Diskurs dekonstruiert Elisabeth Badinter bereits in den 1980er-Jahren das Konzept der bedingungslosen Mutterliebe. Im Zuge ihrer Forschung, welche die Konstitution von Familie über Jahrhunderte untersucht, resümiert sie, dass die Mutterliebe kein biologisch determiniertes, sondern ein soziales Verhalten sei (Badinter 1991, S. 297). Badinter (1991) widerspricht damit der verbreiteten Annahme, dass jede Frau bedingungslose Liebe ihren Kindern gegenüber empfinde und legt damit einen wichtigen Grundstein im Aufbrechen rigider Mutter- und Frauenbilder. Sie benennt die Mutterliebe schlicht als ein Gefühl, das an- und abwesend sein kann, aber nicht muss, und dessen Ausprägung abhängig von kulturellen sowie sozialen Gegebenheiten fluktuiert (ebd., S. 297f).

Auch in der Literatur bildet sich dieses Spannungsfeld ab. Während in früheren Texten ein eindimensionales Mutterbild dominiert (vgl. Kraft & Liebs 1993), existieren in der Gegenwartsliteratur der letzten Jahre immer mehr ambivalente Mutterschaftsentwürfe (vgl. Podnieks 2020; Hewett 2020; Rye et al. 2018). Dass vor allem matrifokale Texte daher eine wertvolle Grundlage im Aufzeigen der tatsächlichen Realität von Mutterschaft bieten, wurde bereits in Kapitel 1.3. dargelegt. Um zu analysieren, wie diese sozialen Narrative in der Mutterschaftserfahrung der Protagonistinnen literarisch abgebildet werden, wird das Augenmerk auf das soziale Gefüge gelegt, von dem die Protagonistinnen umgeben sind, sowie auf die Beziehungen, die sie führen. Gleichzeitig wird analysiert, inwiefern die Protagonistinnen soziale Machtstrukturen im Sinne Mausharts (zit. in Podnieks & O'Reilly 2010, S. 3) demaskieren bzw. inwiefern sie zu deren Reproduktion beitragen. Obwohl die Protagonistinnen sich in unterschiedlichen Lebenssituationen befinden, lassen sich doch Ähnlichkeiten in den Diskursen ausmachen, die auf sie wirken. Auch wenn alle vier Texte in unterschiedlichen Ländern angesiedelt sind, ähneln sich die Kulturräume doch. Die grundsätzlichen Ursprünge und Ansprüche an die Mutterschaft ähneln einander im deutschen und französischen Sprachraum sowie im kanadischen. Augenmerk wird in diesem Kapitel also auf die externen Erwartungen und Einflüsse sowie deren Auswirkungen auf das Individuum gelegt. Ein ebenso wiederkehrendes Element in den vier Texten ist die Vereinbarkeit von Mutter- und Autor*innenschaft. Die Thematik wurde bewusst nicht im Kapitel „Maternale Identität“, welches sich mit Identität und Autonomie beschäftigt,

behandelt, da, auch wenn die Abgrenzung nie konsequent erfolgen kann, die Thematik in den Texten stark geprägt von ihrer externen Umgebung ist.

2.2. Die Utopie der Gemeinschaft in Anke Stellings *Bodentiefe Fenster* (2016)²

Im Zentrum von Anke Stellings Text steht die Protagonistin Sandra. Sie ist Mutter von zwei Kindern und lebt mit ihrem Mann Hendrik in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt in Berlin-Prenzlauer Berg. Das Wohnprojekt wird dabei zum Spiegelbild eines gesellschaftlichen Mikrokosmos, der dominiert ist von linken Akademiker*innen. In diesem Gefüge wird Sandra zur Beobachterin dysfunktionaler Beziehungen, Helikoptereltern und selbstgefälliger Nachbar*innen.

In *Bodentiefe Fenster* spielt besonders die Gemeinschaft eine zentrale Rolle. Sandra und ihr Mann Hendrik wachsen beide in der Arbeiterklasse auf, vollziehen im Erwachsenenalter aber den sozialen Aufstieg ins bürgerliche Milieu. Das Leben im Berliner Bobo-Bezirk Prenzlauer Berg könnten sie sich ohne das Gemeinschaftsprojekt aber nicht leisten, da beide im Kreativsektor tätig sind und durch die Freiberuflichkeit relativ prekär leben. Die Idee des Wohnprojekts ist es, einen gemeinschaftlich finanzierten und leistbaren Ort in der anonymen Großstadt zu schaffen. Derartige gemeinschaftliche Wohnprojekte florieren in Berlin und anderen deutschen Großstädten vor allem in den frühen 2000ern und werden typischerweise von bürgerlichen Familien der Mittelschicht organisiert und bewohnt (Henryson 2023, S. 42f). Im Text manifestiert sich der Grundgedanke in einer Ideologie des kollektiven Wir, wenn Sandra die Intentionen der Gruppe beschreibt:

Wir haben versucht darauf zu achten, dass unsere Gruppe nicht zu homogen ist [...] und wir trotzdem alle Entscheidungen im Konsens treffen [...]. Wir haben das Grundstück einer Stiftung überschrieben [...]. [W]ir sind gegen die Bildung von Wohneigentum und wollen stattdessen genossenschaftlich wirtschaften - weil die Gemeinschaft das wahre Kapital darstellt in dieser von Profitgier und Entsolidarisierung geprägten Gesellschaft. (Stelling 2021, S. 15)

Dass diese Fassade des Zusammenhalts und der Solidarität jedoch instabiler ist als man sich eingesteht, suggeriert schon Sandras mechanische Wiedergabe dieser Grundwerte, die bereits zu Beginn des Texts die Glaubhaftigkeit dieses „Wirs“ in Frage stellt.

In den Motherhood Studies hält die Idee einer solchen Gemeinschaft für Mütter großes Potential bereit. Adrienne Rich (2021, S. 38) etwa beschreibt die Gemeinschaft für Mütter

² Die autosozio-biographischen Aspekte dieses Textes wurden im Rahmen der im Sommersemester 2022 an der Germanistik der Universität Wien gehaltenen Vorlesung „VO Gegenwartsliteratur“ von Uta Degner behandelt.

als wichtigen Ort des Austauschs, da diese traditionell an Haushalt und Kind gebunden sind und damit in der Regel isoliert voneinander agieren. Metz-Becker (2016, S. 26 – 35) betont, dass sich durch den Prozess der Industrialisierung im 18. Jahrhundert die Rolle der Frau im Haushalt zementiert, während der Mann, anders als zuvor, den Lebensunterhalt außerhalb des gemeinsamen Haushalts verdient. Besonders im Bürgertum beschränkt sich die Rolle der Frau nun ausschließlich auf den Haushalt. Durch die Teilung von Haushalt und Arbeitsplatz reduziert sich die große Haushaltsfamilie zur kleinen Kernfamilie, bestehend aus Mutter, Vater, Kind/er. Dies führt dazu, dass die Geschlechtsdifferenzen zwischen dem Mann, der in der Öffentlichkeit tätig ist und der Frau, die hauptsächlich im privaten Raum wirkt, immer stärker ausgeprägt werden (ebd., S. 26-35). Obwohl Sandra als einzige der vier Protagonistinnen in der klassischen Konstellation einer Kernfamilie lebt, scheint sie durch das Wohnprojekt zunächst auch tatsächlich am wenigsten isoliert von ihren Mitmenschen zu sein. Von ihren Freundinnen, die ebenfalls Mütter sind, wird sie dafür bewundert:

Isa hat gesagt, dass sie mich beneidet. Um den Garten, um die netten Nachbarn, darum, dass man sich gegenseitig helfe und die Welt der Kinder nicht an der Wohnungstür ende, sondern sie verschiedene Lebensentwürfe kennenlernen würden. ‘Du hast es richtig gemacht’, hat Isa gesagt. (Stelling 2021, S. 15)

Andrea O'Reilly (2004, S. 11) beschreibt in der Auseinandersetzung mit afrikanischen und afroamerikanischen Communities das „Other-Mothering“ (ebd., S. 11) oder „Community Mothering“ (ebd., S. 11) als wertvollen aktivistischen Zugang für Mütter, wobei die Verantwortung für die Kinder innerhalb der Gemeinschaft geteilt wird. Diese Aufteilung von Verantwortung sei, so Edmonds-Cady (2023), besonders für einkommensschwache afroamerikanische und genauso weiße Mütter, die in den USA nur wenig staatliche Auffangnetze haben, eine notwendige Ressource. Diese Gemeinschaft schafft nicht nur ein wichtiges soziales Netz für Mütter, sondern bildet gleichzeitig einen aktivistischen Bund gegen soziale Ungerechtigkeit im Alltag und einen Ort, an dem die Identität von Müttern wertgeschätzt wird (Edmonds-Cady 2023, S. 187f). Ähnlich ist die Idee des Wohnprojekts, so möchte man „genau die richtige Mischung aus Nähe und Distanz ermöglichen“ (ebd., S. 53). In der Realität bleibt es jedoch hauptsächlich bei dem Konjunktiv, den Sandra verwendet, wenn sie über das Projekt spricht. Dennoch bestärkt sie der Gedanke, dass man ja „was zusammen machen *könnte*, wenn man wollte“ (ebd., S. 53).

Im Laufe des Textes stellt sich der gemeinschaftliche Raum jedoch immer mehr als negativer Nährboden von exogenen Erwartungen an das Muttersein heraus, anstatt ein solidarisches Umfeld bereitzustellen. Trotz des ursprünglichen Ziels, mit dem gemeinschaftlichen Wohnprojekt einen kollektiven Raum in der anonymen Großstadt zu schaffen (Stelling 2021,

S. 14f), bleibt die Idee des „Community Motherings“ (O'Reilly 2004, S. 11) im Mikrokosmos Prenzlauer Berg eine Utopie, da diese hier nicht von struktureller Notwendigkeit geprägt ist (vgl. Edmonds-Cady 2023, 198f): „[W]ir erziehen hier nur unsere eigenen Kinder - wehe dem, der sich in die Erziehung der anderen einmischt!“ (Stelling 2021, S. 76). Dennoch ist für Sandra das Leben im Wohnprojekt vom ständigen Vergleich mit den anderen Müttern und Eltern geprägt. Die titelgebenden bodentiefen Fenster werden unter anderem zum Symbol der fehlenden Privatsphäre im Wohnprojekt. So meint Sandra die Blicke der Nachbar*innen auf sich zu spüren, bei allem, was sie mit oder ohne Kinder macht. „Missgünstig spähen die Nachbarn durch ihre bodentiefen Fenster“ (Stelling 2021, S. 145), während sie mit ihrer Tochter Lina etwa ein Baumhaus baut. Innerlich verbalisiert sie die Vorwürfe, die sie dabei von allen Seiten zu spüren meint: „Warum hat sie keine Angst, dass Lina sich verletzt, warum hat sie überhaupt Zeit, und woher nimmt sie wohl die Energie?“ (ebd., S. 146). Die gemeinschaftlichen Plena, die die demokratische Grundlage des Wohnprojekts bilden sollen, nimmt Sandra als „Kampfarenen“ (ebd., S. 96) wahr, in denen die Nachbar*innen „vorgefasste Meinungen gegeneinander antreten“ (ebd., S. 96) lassen. Immer mehr richtet sich Sandras Ich gegen das kollektive Wir.³

Das Leben im Gemeinschaftsprojekt bildet einen links-liberalen Mikrokosmos ab, in dem unrealistische gesellschaftliche Erwartungshaltungen an „gute“ Eltern ins tausendfache reproduziert werden. Stellings Text repräsentiert daher unter anderem die Entwicklung und Auswirkungen der oben beschriebenen Intensive-Mothering-Ideologien, die die volle Zuwendung der Mutter an das Kind fordern (vgl. Fox 2006, S. 237). So kämpft Sandra mit eben jener Unmöglichkeit diese Ansprüche zu erfüllen und der eigenen Einsicht, dass es sich dabei um unerreichbare Ideale handelt. Als ihr Sohn Bo sich weigert, morgens in die Kita zu gehen, zieht sie ihn am Arm die Treppe runter und stellt sich vor, die Blicke der Nachbar*innen auf sich zu spüren:

Es ist mir recht, wenn die Nachbarn uns jetzt sehen, mal eine Mutter zu Gesicht kriegen, die ihrem Kind ganz direkt Gewalt antut. Glaubt nicht, dass ihr besser seid, pocht es in meinem Kopf. [...] Ich werde ihn schlagen, ich werde ihn im Gemeinschaftsraum auspeitschen und den Termin dafür unten ans Schwarze Brett hängen, damit alle kommen und zusehen können. (Stelling 2021, S. 101)

Diese schwarzhumorigen Ausbrüche lässt Sandra jedoch nur im inneren Monolog zu. Sie können als ein Symptom des hohen Leistungsdrucks gelesen werden. Denn Sandras Muttersein wird durch die Nichtexistenz der Privatsphäre im Gemeinschaftsbau zu einer

³ Uta Degner verweist darauf ebenfalls in der „VO Gegenwartsliteratur“ aus dem Sommersemester 2022.

ständigen Performance.⁴ Stelling bündelt die ambivalenten und unmöglichen Ideale, die gesellschaftlich ununterbrochen an Mütter gestellt werden, in dem Mikrokosmos des Wohnprojekts und lässt die Grenzen zwischen äußeren und inneren Ansprüchen von bzw. an Sandra verschwimmen. So ist häufig ein verstärktes Konkurrenzdenken zwischen Müttern ein Resultat von Intensive-Mothering-Ideologien (Bilotte Verhoff et al. 2023, S. 496). Das Konkurrenzdenken entsteht durch die permanenten hohen Ansprüche an Mütter und verhindert die Bildung einer solidarischen Gemeinschaft: „[N]ot only must mothers be *ideal* but when compared to other mothers they must also be the *best*” (ebd., S. 496). Sandras Verzweiflung entsteht aus eben dieser Isolation:

„Eine Art von Dorfleben mitten in der Stadt“, steht auf unserer Homepage, und jetzt, nach knapp drei Jahren Wohnphase, sind wir endgültig Dörfler geworden, wissen alles voneinander, hören schon am Schritt, wer durchs Treppenhaus geht, und am Einatmen, was der andere gleich sagen wird. Und reden nur mehr hinter vorgehaltener Hand.
Wir kämpfen. Wir vergleichen.
Jedes Fehlverhalten der Kinder legen wir aus und legen es uns selbst zur Last. [...] Unter den erbarmungslosen, abschätzigen Blicken der anderen. (Stelling 2021, S. 117)

Der Wunsch, aus diesen Mustern auszubrechen, ist groß, dennoch sieht sie sich immer wieder gefangen in den Ansprüchen an sie.⁵ Ob die Nachbar*innen diese Ansprüche tatsächlich ständig stellen, bleibt unbeantwortet, da Sandra mit voranschreitender Handlung und immer intensiver werdenden Burn-Out-Symptomen mehr zur unzuverlässigen Erzählerin wird. Die/der Leser*in erhält keine Gegenperspektive zu Sandras innerem Monolog, in dem sie sich immer mehr in eine negative Wahrnehmung verstrickt und die gesellschaftlichen Erwartungen an sie auf die Spitze treibt. Diese Abwärtsspirale resultiert schließlich in einem Burn-Out. Dass es sich dabei um kein Einzelschicksal handelt, deutet Stelling schon zu Beginn ihres Textes an. Regine, Sandras Nachbarin, meint nach einer Burn-Out-Diagnose bei allen Frauen im Haus erste Krankheitszeichen zu erkennen. Den Ursprung dafür sieht sie im ständigen Vergleich zwischen den Müttern (Stelling 2021, S. 26f). Fox (2006) beschreibt in ihrer Studie „Motherhood as Class Act” eine ähnliche Konsequenz des Intensive-Motherings: „As a result, sheer exhaustion was typically the mark of an intensive mother, unless she had extremely good support” (ebd., S. 258). Dass für Mütter

⁴ Dies zeigen auch folgende Passagen: „Wenn Finns Kitafreunde von ihren Eltern abgeholt werden, werden wir ihnen demonstrieren, was es heißt, im Gemeinschaftshaus zu wohnen. Wie schön das ist, wie offen, wie anders, wie gewagt. Ohne Publikum von außen schonen wir lieber unsere Nerven, bleibt an einem Sonntag wie heute besser jeder für sich“ (Stelling 2021, S. 87).

„Ich überlege, ob das ‚Liebling‘ wirklich Lina galt oder ich meinen potentiellen Zuhörern damit beweisen wollte, dass ich auch zärtlich mit Kindern sprechen kann“ (Stelling 2021, S. 39).

⁵ „Ich weiß nicht, wie ich das noch aushalten soll auf die Dauer. [...] Wer weiß, was passiert, wenn ich nicht zum Elternabend gehe? Oder zum Plenum? Wenn ich nicht mehr mitspiele? Dann fliegen wir hier raus. Ich muss achtgeben und dafür sorgen, dass wir allgemein beliebt bleiben; ich muss Hendrik behalten sowie meine Nerven“ (Stelling 2021, S. 118).

oftmals nur der Ausbruch in Form eines psychischen Kollaps möglich ist, beschreibt auch schon Adrienne Rich (2021, S. 38): „The worker can unionize, go out on strike; mothers are divided from each other in homes, tied to their children by compassionate bonds; our wildest strikes have most often taken the forms of physical or mental breakdown.“ Sandra aber wehrt sich zunächst gegen diese Pauschalisierung. Obwohl ihr unterbewusst klar zu sein scheint, dass sie alle Krankheitszeichen eines Burn-Outs erfüllt, die ihre Nachbarin Regine aufzählt, schiebt sie diese Erkenntnis von sich weg und weigert sich sogar in der Reha, sich mit den anderen Burn-Out Patientinnen zu solidarisieren (Stelling 2021, S. 56f).

In *Bodentiefe Fenster* ist die Gemeinschaft, anders als in den Theorien von Rich, keine zwangsläufige Hilfe zum Ausbruch aus der Institution Mutterschaft. Vielmehr zeigt sie auf, wie schwer der von Rich in *Of Woman Born* (1976) beschriebene Ausbruch tatsächlich zu vollziehen ist, wenn das vermeintlich tolerante Umfeld ebenfalls tief in patriarchalen Denkmustern verankert ist. Interessant ist, dass Sandra in ihrer reformpädagogischen Erziehung aber immer wieder mit diesem emanzipierten Gemeinschaftsgedanken konfrontiert wurde. Die Parolen ihrer Kindheit geistern ihr permanent durch den Kopf: „Einer ist keiner [...] zwei sind mehr als einer / Sind wir aber erst zu dritt / machen alle andern mit!“ (Stelling 2021, S. 47).

Sandra ist in ihrem Erwachsenenleben und vor allem in ihrer Mutterschaftserfahrung ständig auf der Suche nach dieser Gemeinschaft, dem fehlenden Dritten, mit dem gemeinsam der Ausbruch ihrer Meinung nach gelingen würde:

Wer „man“ ist? Derselbe, der mich davon abhält, auf der Stelle Hendrik zu wecken, die Kinder aus dem Bett zu holen, Claudia rauszuklingeln, Kerstin anzuschreien, Alarm zu schlagen, zum Aufbruch zu rufen:

Der fehlende Dritte.

Der Anstand.

Die Angst. (Stelling 2021, S. 64f)

Gleichzeitig erkennt sie nicht, dass sie selbst genauso zur Reproduktion dieser patriarchalen Strukturen beiträgt, indem sich ihr kritischer Blick auf die Mütter in ihrem Umfeld mehr und mehr intensiviert. Im Hauptfokus ihrer kritischen Wahrnehmung liegt die Art und Weise, wie Bekannte und Freund*innen in ihrem Umfeld durch die Elternschaft ihrer Ansicht nach in eine negative Richtung verändert werden. So nimmt etwa der Kontakt zu ihrer Schwester ab, da Sandra ihren Erziehungsstil nicht aushält: „Meine Schwester ist auch so eine ewig diskutierende Angstmutter“ (ebd., S. 102). Und auch die Geburtstagsfeiern in ihrem alten Freundeskreis werden für sie zur Qual: „Warum benimmt sich Kerstin, meine kluge Freundin, unentwegt wie eine alte Tante? Warum lässt Tinka Franz mit Saft rumschütten,

wenn doch sie diejenige ist, die den Dreck wieder wegmachen muss?“ (Stelling 2021, S. 34). Auf die Spitze getrieben wird diese Kritik von ihr aber, als sie durch das Burn-Out einen Zusammenbruch erlebt und sich alle ihre Gedanken in Vorwürfen gegen den Erziehungsstil ihrer Nachbarin Ricarda manifestieren, die Sandra als übervorsichtig wahrnimmt:

„Die Kinder können nicht nur stürzen und verbluten, verletzt, entführt und vergewaltigt werden, du kannst sie auch ihres Mutes und ihrer Selbstständigkeit, ihres Lebenswillens und ihrer Freiheit berauben. [...] *Ihr* seid ihre größte Gefahr, Jörn und du, wirklich, da kenne ich mich aus. [...] Du machst sie krank, Ricarda, in dem Moment, in dem du ihnen das Leben schenkst!“ (ebd., S. 193)

Durch das ständige Beobachten beginnt sie selbst immer mehr unrealistische Erwartungen an das Verhalten ihrer Mitmenschen zu stellen und reproduziert unmöglich zu erreichende Standards an die Mütter um sich herum. Auch damit zeigt Stelling keinen sozial unbeeinflussten Prozess auf. So werden diese Strukturen oft von Müttern selbst reproduziert: „This culturally shared logic can be experienced as a regulatory force as it aims to uphold social norms. Mothers self-monitor their own behavior and police the behavior of other mothers“ (Rúðólfssdóttir & Auðardóttir 2024, S. 2736). Genauso agiert Sandra, indem sie den anderen Müttern ständig innerlich vorhält, sich nicht genug gegen das System zu wehren und ihnen damit jegliche Reflexionsfähigkeit abspricht, sich aber gleichzeitig selbst von ihnen isoliert, mit der Rechtfertigung, dass niemand das sieht, was sie selbst sehen kann:

Mit mir wird sich keine dieser Mütter zusammentun, um den endgültigen Ausstieg aus dem Konkurrenzdenken zu vollziehen, die Befreiung aus dem Würgegriff der mütterlichen Angst. Sie sehen sie nicht, sie glauben sich ja. Dass es gut tun wird hier. Dass sie sich erholen werden. Dass eine neue Sonnenbrille tröstet und zwei, drei Kilo weniger. Und ich, ich werde nicht stillhalten können. Werde es ihnen verderben, sie abschätzig mustern - sie beständig darauf hinweisen, wie blind sie doch sind. (Stelling 2021, S. 247)

Eine Solidarisierung mit ihnen ist daher für sie nicht möglich, sehnt sie sich paradoxerweise aber doch genau danach (ebd., S. 249). Genauso bleibt der ersehnte Ausbruch für Sandra unmöglich, da sich diese Ideen nicht in ihren Handlungen widerspiegeln.

2.3. Sozialer Reproduktionsdruck in Sheila Hetis *Motherhood* (2018)

Sheila Hetis *Motherhood* kreist um den inneren Konflikt einer namenlosen Protagonistin, die damit ringt, sich für oder gegen die Mutterschaft zu entscheiden. Die 36-jährige Schriftstellerin steht vor dem Ende ihrer fruchtbaren Jahre und damit vor der endgültigen Frage, entweder kinderlos zu bleiben oder eine Familie zu gründen.

In diesem Prozess, den die Protagonistin durchläuft, sind die Meinungen ihrer Freund*innen und auch die von zufälligen Bekanntschaften wichtige Anhaltspunkte. Nicht immer ist für die Leser*innen klar, ob die Protagonistin um Rat bittet oder die Gegenüber das Thema Kinderwunsch von selbst ansprechen. Die Protagonistin reiht Begegnungen aneinander, die unweigerlich auf diese Unterhaltungen hinauslaufen zu scheinen (Heti 2023, S. 89-96). Da die Protagonistin nur Bruchstücke der Gesprächseinstiege wiedergibt, erscheinen diese dem/der Leser*in sehr unverblümt. Sie schreibt etwa: „Then he began talking to me“ (Heti 2023, S. 92), „[M]y thirty-two-year-old Swedish editor began telling me about“ (ebd., S. 89) oder: „Last night, my Dutch publisher was telling me about how he has two children“ (ebd., S. 91). Die Unmittelbarkeit der Gesprächsanfänge lässt offen, wer die Konversation startet. Diese Leerstellen suggerieren aber, dass beinahe jede Begegnung der Protagonistin mit einem Gespräch über ihr Dilemma endet. Diese Wahrnehmung äußert eine der Gesprächspartner*innen auch der Protagonistin gegenüber:

A tall, dark-haired American writer who I met at the festival said that with women our age, the first thing one always wants to know about another woman is whether she has children, and if she doesn't, whether she's going to. *It's like a civil war: Which side are you on?* (Heti 2023, S. 90)

Der Vergleich mit einem Bürgerkrieg lässt sich paradigmatisch für den inneren Konflikt der Protagonistin zwischen diesen beiden Fronten betrachten. Das Ziel ihres Schreibens ist es für sich selbst herauszufinden, auf welcher Seite sie steht. Die Meinungen ihrer Begegnungen sind dabei recht plakativ. Vor allem die Ratschläge ihrer Freund*innen orientieren sich an eigenen Erfahrungen und Präferenzen. Eine enge Freundin gesteht der Protagonistin offen, dass sie sich wünsche, alle ihre Freundinnen „married off with babies“ (Heti 2023, S. 34) zu sehen: „Every particle in her wanted me to settle down and make babies“ (ebd., S. 33). Diese häuslichen Lebensentwürfe ihrer Freund*innen üben einerseits einen starken Reiz auf die Protagonistin aus und sorgen andererseits dafür, dass sie sich von ihnen isoliert fühlt: „Certainly I am *happy* for them, but I am miserable for the rest of us - for that absolute kick in the teeth, that relieved and joyful desertion. When a person has a

child, they are turned towards their child. The rest of us are left in the cold” (ebd., S. 164). Sheila Heti zeigt ähnlich wie Anke Stelling die Schwierigkeit auf, sich als Individuum abseits dieser mächtigen kulturellen Skripten zu positionieren. Ähnlich wie Sandra beschreibt die Protagonistin in *Motherhood* in dieser Passage das Gefühl, in ihrem Versuch, gegen gesellschaftliche Konventionen zu leben, von ihren Freundinnen alleingelassen zu werden. Doch anstatt einer reinen Abwesenheit von Solidarität, fungieren die Freund*innen, die die Protagonistin als „dangerous and beautiful sirens” (ebd., S. 34f) beschreibt, hier als Spiegelung gesellschaftlicher Narrative (Holtz 2023, S. 86ff). Gemeinsam ist ihnen dabei das Verstärken des institutionellen Drucks auf die Protagonistin durch das Narrativ des Bereuens. Dieses wirkt sozial sowie politisch als mächtiges Mittel, um Frauen in normative Lebensentwürfe zu zwingen (Donath 2015, S. 347). Speziell das Alter wirkt dabei als regulative Einheit, da sich die reproduktiven Erwartungen an eine Frau mit dem Älterwerden verändern (Tausel 2023, S. 58). Während jungen Müttern Vorurteile entgegengebracht werden, erleben Frauen, die „zu spät” noch keine Mütter sind, ebenfalls eine Stigmatisierung (ebd., S. 58). Donath (2015), die sich in ihrer Studie „Regretting Motherhood - A Sociopolitical Analysis” mit den negativen Folgen dieses Drucks beschäftigt, schreibt: „[F]or women who choose not to be mothers, the assignment of regret is almost impossible to escape” (ebd., S. 347). Die Institution Mutterschaft könne so selbst dann noch Auswirkungen auf kinderlose Frauen haben, nachdem sie bereits das gebärfähige Alter überschritten hätten (ebd., S. 347).

So ist es auch in *Motherhood* zu großen Teilen der Druck eines möglichen Reuegefühls gegenüber der Kinderlosigkeit, den die Freund*innen auf die Protagonistin ausüben. Für die/den Leser*in stellt sich bereits relativ zu Beginn des Textes heraus, dass die Protagonistin eigentlich keine Kinder bekommen möchte. So schreibt sie: „[I]f no one had told me anything about the world, I would have invented boyfriends. I would have invented sex, friendships, art. I would not have invented child-rearing” (Heti 2023, S. 41). Die Protagonistin verspürt kein Bedürfnis Mutter zu werden, doch durch die enge Verknüpfung von Mutterschaft mit der Identitätsvorstellung einer „richtigen” Frau fällt ihr der Widerstand gegen diese sozialen Normen umso schwerer (Fahlgren & Williams 2023, S. 139). Besonders da dieser Druck von ihrem engsten Umfeld ausgeübt wird, verschwimmt für sie die Grenze zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation und lässt sie an ihren eigenen Werten zweifeln: „All this wondering about children is just evidence of how much a person can give up what they know is right. It would be easier to have a child than to do what I want” (Heti 2023, S. 185). Dennoch argumentiert Holtz (2023, S. 88f), dass während die

Freund*innen in ihrer Summe eine normative, pronatalistische Ideologie reflektieren würden, die Darstellung ihrer einzelnen Erfahrungen wiederum die institutionelle Vorstellung einer universellen Mutterschaft subvertiere. Einzelne stelle jede Mutterschaftserfahrung, mit der die Protagonistin durch ihre Freundinnen konfrontiert wird, einen individuellen Zugang dar, während sie in Summe jedoch pronatalistische Ideale transportieren würden. Darüber hinaus entwickle die Protagonistin gerade durch die Konfrontation mit diesen Erzählungen ein authentisches Selbstgefühl, das sich letztlich gegen diese Ideale positioniert (ebd., S. 88).

Obwohl aus den Schilderungen der Protagonistin hervorzugehen scheint, dass sie keine Kinder bekommen will, fällt ihr die Unterscheidung zwischen den eigenen Wünschen und dem gesellschaftlichen Druck schwer. Die externen Erwartungen manifestieren sich nämlich auch in ihrer widersprüchlichen Beziehung zu ihrem eigenen Körper (Fahlgren & Williams 2023, S. 140). So spürt die Protagonistin in ihren späten Dreißigern einen plötzlich einsetzenden biologischen Reproduktionstrieb: „I have been feeling that urge - that longing for holy completeness in the form of a child” (Heti 2023, S. 101). Dieses plötzliche, körperliche Drängen schwanger zu werden, steht im Kontrast zu dem, was die Protagonistin meint über ihren Kinderwunsch zu wissen und widersetzt sich ihrer rationalen Wahrnehmung, in der eigentlich kein Kinderwunsch existiert (ebd., S. 41). Heti suggeriert mit diesen ambivalenten Gedanken der Protagonistin, dass Mutterschaft nicht als rein soziales Konstrukt auf Frauen wirkt, da dieses biologische Drängen kein Einzelphänomen im Text ist.⁶ In gewisser Weise löst sie diesen Widerspruch jedoch wieder auf, indem sie dieses Verlangen nach einem Kind, mit der Beziehung zu ihrem Partner Miles in Verbindung bringt:

Is this how it is for these women whose bodies strive towards babies – that in their manoeuvrings with men, they feel they are following the highest bidding; the men not useful in themselves, but mainly as a route to something else?
Sometimes I feel it would be so easy to have Mile’s baby – his flesh inside mine, his skin so nicely scented, so clean, so smooth; that brain, that heart, mixed with mine. (Heti 2023, S. 101)

Was die Protagonistin zunächst als biologisches Drängen wahrnimmt, erklärt sie sich nach den Gesprächen mit Freund*innen als sexuelles Verlangen: „When I described this to Erica, she said, *You’re not describing wanting his child in you. You’re describing wanting his*

⁶ „Discussing this with Teresa, she said she had to tie herself to her bedposts in her late thirties in order not to go down into the street and grab the first decent-looking fellow she saw, and impregnate herself there. She did everything she could to resist her body’s urgings, and now she is glad she did” (Heti 2023, S. 104).

cock“ (ebd., S. 101). Fahlgren & Williams (2023, S. 140) argumentieren, dass Heti unter anderem mit dieser Darstellung das Bild der natürlichen Mutter radikal in Frage stellt.

Der Dualismus von Biologie und Intellekt nimmt in den Abwägungen der Protagonistin zu den Pros und Kontras der Mutterschaft trotzdem eine zentrale Rolle ein. Immer wieder stellt die Protagonistin das Kinderkriegen dem Erschaffen von Kunst gegenüber. Sie vergleicht etwa ihre Errungenschaft, sechs Bücher geschrieben zu haben mit den sechs Kindern ihrer gläubigen Cousine und beschreibt beides als Form der Selbstverwirklichung (ebd., S. 85). So scheinen diese beiden Lebenswege sich in *Motherhood* gegenseitig auszuschließen. Dies suggeriert etwa das Treffen mit ihrer ungewollt schwangeren Freundin Libby: „*Stop making things! You keep making things!* she cried. Her body was making something, she admitted, but *she* was not“ (ebd., S. 174). Libby bereitet die Vorstellung, dass die Protagonistin sich weiterhin intellektuell ausleben kann, während sie selbst an ihre körperlichen Funktionen gebunden ist, großes Unbehagen. Genauso vertritt Miles, der Freund der Protagonistin, die Meinung, man könne nur Mutter oder Künstlerin mit völliger Hingabe sein, nicht aber beides gleichzeitig (ebd., S. 35). Diese Gespräche mit Miles und Libby spiegeln im Text einen Diskurs wider, der durch die Idealisierung von Mutterschaft einerseits und Autorschaft andererseits, Mütter als Schriftstellerinnen systematisch auszuschließen versucht (vgl. Heinritz 2023). In der amerikanischen Rezeption des Romans rufen Gegenüberstellungen wie diese starke Kritik hervor, da die Überlegungen der Protagonistin ident mit denen von Sheila Heti gelesen werden (Reeves 2023, S. 74). Reeves (2023) argumentiert gegen diese Vorwürfe, indem sie die widersprüchlichen und teilweise provokativen Gedankengänge der Protagonistin als Mittel zum Zweck versteht. Besonders in der Befragung der Münzen, die ihr als Hilfsmittel für Entscheidungen dienen, neigt die Protagonistin dazu provokante Fragen⁷ zu stellen, was Reeves (2023, S. 84) aber zu relativieren versucht: „[T]he coins’ rejection of some of the narrator’s reflections reminds me, again, the novel does not necessarily affirm the thinking of its narrator, and that this narrator is trying out different lines of thinking.“ So seien die Münzen, genauso wie Aussagen und Meinungen der Nebencharaktere, als ein effektives Stilmittel, dass mit den Ansichten der Protagonistin bricht und wichtige Denkanstöße in eine entgegengesetzte Richtung geben, zu verstehen (Reeves 2023, S. 83f).

⁷ Die Protagonistin fragt die Münzen etwa: „Yet making art makes me feel alive, and taking care of others doesn’t make me feel as alive. Maybe I have to think about myself less as a woman with this woman’s special task, and more as an individual with her own special task – not put *woman* before my individuality. Is that right?“ (Heti 2023, S. 25). Die Münzen verneinen diese Frage, was die Protagonistin dazu verleitet die Aussage weiter zu hinterfragen, bis sie die Idee einer essentialistisch weiblichen Aufgabe ablegt und auf die sozialen Implikationen schließt (Heti 2023, S. 25f).

Der hierarchische Dualismus zwischen Körper und Geist spielt dennoch eine zentrale Rolle im Text. Denn die Protagonistin ist hin- und hergerissen zwischen dem Wissen, keine Mutter sein zu wollen, dem entgegenwirkenden Drang sich fortzupflanzen und der Materialisierung dessen, in Form von sexuellen Fantasien, Träumen und eines regelmäßigen Menstruationszyklus. Die Struktur von *Motherhood* orientiert sich am Zyklus der Protagonistin, der die Entfremdung von ihrem Körper unterstreicht, indem dieser ihr einerseits regelmäßig ihre Fruchtbarkeit vor Augen führt und andererseits ihre Stimmung stark beeinflusst. Diese Entfremdung manifestiert sich in dem Gefühl des Verrats durch den eigenen Körper. Als ihre Ärztin ihr etwa mitteilt, dass ihre Eierstöcke dafür geeignet seien, sie einfrieren zu lassen, verzweifelt sie: „I burst into tears. How could my body betray me in this way? Didn’t it know anything about us – about what I truly desired?” (Heti 2023, S. 127). Schon die Aussicht, noch länger die Möglichkeit zu haben, schwanger zu werden, stürzt die Protagonistin in Verzweiflung. Ihr Körper wird zu ihrem Gegenspieler. Currie (2022, S. 129) bezeichnet Hetis Darstellung des Körpers als „diligent agent of nature“, der entgegen dem Willen der Protagonistin agiert und gegen den zu kämpfen für sie sinnlos sei. Heti beschreibt diese Diskrepanz u.a. in machtvollen, biblischen Metaphern und untermalt so die innere Zerrissenheit der Protagonistin: „What to make of God’s two faces, the all-accepting and loving New Testament Ovulating God, and the vindictive and rageful Old Testament PMS God? How to reconcile these two within my own body?” (Heti 2023, S. 107). Die anhaltende Fruchtbarkeit, die ihr jeden Monat durch ihren Zyklus vor Augen geführt wird, führt zur Entfremdung vom Körper und gleichzeitig zur Entfremdung von sich selbst. Currie (2022, S. 129) argumentiert, dass diese innere Zerrissenheit der Protagonistin sich deshalb so schwer auflösen lasse, da ihr Ursprung in der Passivität ihrer Entscheidung liege. Kein Kind zu bekommen, fordere von ihr in einem Zustand zu bleiben, in dem sie sich für Außenstehende bereits befindet, während ihr Körper und ihre Umwelt sie aber ständig zum aktiven Handeln bewegen möchten (ebd., S. 129).

Trotz der Prominenz dieser Passivität, etwa in ihrem Umgang mit dem Thema Verhütung, ist zu bemerken, dass es durchaus Ausnahmen im Text gibt, in denen die Protagonistin aktiv Maßnahmen setzt, um eine Schwangerschaft zu verhindern. So nimmt sie etwa nach einem unvorsichtigen Abend mit ihrem Freund die Pille danach und reflektiert über eine Abtreibung, die sie in der Vergangenheit vornehmen ließ (Heti 2023, S. 31). Schließlich beginnt die Protagonistin auch Antidepressiva zu nehmen und ist damit den hormonellen Stimmungsschwankungen in ihrem Zyklus nicht mehr schonungslos ausgesetzt.⁸

⁸ „Walking home with my groceries in two white plastic bags, the world seemed bright and joyous. Then I realized it was the drugs kicking in. How was it possible that antidepressants were *legal*? Did half the country

Dennoch bleibt die Entscheidung gegen die Mutterschaft sowie die Auflehnung gegen das biologische Drängen des eigenen Körpers ein passiver Widerstand. Diese zunächst unvereinbare Diskrepanz zwischen Innen und Außen ebbt erst mit dem Altern und dem Ende ihrer Fruchtbarkeit ab. Ihre Freiheit erlangt die Protagonistin also erst durch das Vergehen der Zeit wieder (Reeves 2023, S. 82). Dass diese Passivität nicht unbedeutend ist, argumentiert Holtz (2023, S. 89) etwa damit, dass er sie nicht nur als passive Auflehnung gegen pronatalistische soziale Zwänge bezeichnet, sondern auch als positives Besetzen des biologischen Scheiterns. Denn gesellschaftlich ist Kinderlosigkeit, besonders von Frauen, eng verwoben mit der Idee des Scheiterns (Tausel 2023, S. 61). Für die Protagonistin in *Motherhood* wird sie jedoch zu einem biologischen Triumph, dem Drängen ihres Umfeldes und ihres Körpers nicht nachgegeben zu haben (Holtz 2023, S. 89).

Heti thematisiert mit diesem Gedanken des Scheiterns einen Aspekt, der stark auf die Entscheidung von Frauen im Westen wirkt. Obwohl es seit dem Mittelalter Erzählungen von kinderlosen Paaren gibt, ist der Hintergrund dieser Lebensweise im Christentum fast ausschließlich mit wichtigen Motiven, wie der völligen Hingabe zu Gott, gerechtfertigt (Toepfer 2020, S. 331). Ein ähnliches Drängen von außen, einen würdigen Ersatzplan zu präsentieren, empfindet auch die Protagonistin:

What is a woman – who is not a mother – doing that is more important than mothering? [...] I know a woman who refuses to mother, refuses to do the most important thing, and therefore becomes the least important woman. Yet the mothers aren't important either. None of us are important. (Hetí 2023, S. 134)

Dem voraus geht die jahrhundertelange Annahme, dass Frausein dem Muttersein entspricht (Lewis 2020, S. 122ff). Hill (2022) erklärt die Beständigkeit dieses Drucks bis in die Gegenwart, aber auch durch wirtschaftliche Prozesse. So würden Subjekte in neoliberalen Wirtschaftssystemen hauptsächlich durch ihre Kaufkraft definiert. Die Wertschätzung von Frauen sei dementsprechend besonders eng mit der Fähigkeit, neue Konsument*innen zu zeugen, verbunden (Hill 2022, S. 819f). Kinder seien in einem individualistischen System auch deshalb wichtig, da sie einerseits das wirtschaftliche System aufrechterhalten und andererseits die Altersvorsorge einer Generation absichern würden. Die Verweigerung der Reproduktion sei deshalb nicht nur sozial stigmatisiert, sondern das weibliche Subjekt verliere auch in einem neoliberalen Kontext seinen Wert (ebd., S. 819f).

Die Protagonistin zieht daraus den Schluss, dass ihr Dilemma sich auf die Annahme zurückführen lässt, dass eine Frau ohne Kind unvollständig bleibt (Hetí 2023, S. 158) und eine potenzielle Bedrohung darstellt, da sie nicht durch die Kindererziehung klein gehalten

walk around feeling this way all the time – sparkling with ease and light?” (Hetí 2023, S. 240).

werden könne (ebd., S. 32). Je mehr sich die Protagonistin mit der Thematik auseinandersetzt, umso mehr verfolgt sie der Gedanke, dass Mutterschaft vor allem eines ist: „a huge conspiracy to keep women in their thirties - when you finally have some brains and some skills and experience - from doing anything useful with them at all” (ebd., S. 90).

2.4. Abtreibung im sozialen Kontext in Annie Ernauxs *L'événement* (2000)

Annie Ernauxs Text *L'événement* beschreibt eindrücklich die Erinnerungen der Protagonistin an die ungewollte Schwangerschaft, die sie mit 23 erlebt und den Prozess, den sie durchlaufen muss, bis sie schließlich eine illegale Abtreibung vornehmen lassen kann. Für die Protagonistin hebt sich dieses Ereignis aus Raum und Zeit ihres regulären Lebens,⁹ was den traumatischen Charakter dieser Erfahrung verdeutlicht.

Wie in *Motherhood* weist die Protagonistin Parallelen zur Autorin auf, wird aber im Text nie beim Namen genannt. Aus Gründen des besseren Verständnisses und um Verwechslungen mit der Analyse von *Motherhood* vorzubeugen, wird in der Analyse zu Ernauxs Text die Protagonistin dennoch „Annie” genannt. Der Text ist aus der Perspektive der 35 Jahre älteren Annie verfasst, die sich, angeregt durch das Warten auf das Ergebnis eines HIV-Tests, an die Abtreibung zurückerinnert und beschließt, das verdrängte Erlebnis aufzuschreiben. Ihre alten Tagebücher dienen ihr dabei als Erinnerungsstütze.

Zu keinem Zeitpunkt freut sich die junge Annie über die Aussicht, Mutter zu werden. Als sie zum ersten Mal Sicherheit hat, tatsächlich schwanger zu sein, ist für sie umgehend klar, dass sie das Kind nicht behalten möchte. In ihrem Tagebuch schreibt sie: „Je suis enceinte. C'est l'horreur” (Ernaux 2023, S. 14). Beschreibungen wie diese prägen den Text. Die Erfahrung der Schwangerschaft vermittelt der/dem Leser*in ein bedrückendes Gefühl, da Annies ungewollte Schwangerschaft im Jahr 1963 in Paris passiert. Abtreibungen stehen in Frankreich basierend auf einem Gesetz von 1810 noch bis in die 1970er-Jahre unter Strafe, sowohl für die Ausführenden als auch für die Frauen, die sie vornehmen lassen (Titze 2022, S. 119f). Ebenso verboten ist der Zugang zu Verhütungsmitteln. Die Dunkelziffer der tatsächlich durchgeführten Abtreibungen ist dementsprechend hoch (ebd., S. 120). Zum Zeitpunkt, an dem die gealterte Annie, ihre Erinnerungen niederschreibt, sind Abtreibungen in Frankreich bereits legalisiert. Ernaux nutzt gezielt das Einsetzen dieser beiden temporalen Erzählebenen, um die gesellschaftlichen Zustände gegenüberzustellen (Hornsby & Riggie

⁹ „Je veux m'immerger à nouveau dans cette période de ma vie, savoir ce qui a été trouvé là. Cette exploration s'inscrira dans la trame d'un récit, seul capable de rendre un événement qui n'a été que du temps au-dedans et au-dehors de moi.“ (Ernaux 2023, S. 18)

2022, S. 78) und die Auswirkungen des Erlebnisses auf das gesamte Leben der Protagonistin zu unterstreichen (Bryan 2024, S. 3). Gleichzeitig appelliert sie damit an die Wichtigkeit, trotz der Legalisierung jene Frauen nicht zu vergessen, die vor den 70er-Jahren gezwungen waren unter lebensbedrohlichen Umständen Schwangerschaften abzubrechen: „[L]e paradoxe d'une loi juste est presque toujours d'obliger les anciennes victimes à se taire, au nom de 'c'est fini tout ça'" (Ernaux 2023, S. 18f). Im Text gibt es zwei Erzählstränge: zum einen die junge Annie, die die Abtreibungserfahrung unmittelbar erlebt und die 35 Jahre ältere Annie, die rückblickend das Ereignis aufarbeitet und kommentiert. Das Gegenüberstellen der beiden Zeitachsen, die junge, ungewollt schwangere Annie und die ältere Annie, wartend auf das Resultat eines HIV-Tests intensiviert das beklemmende Szenario. Während die Erzählerin das Erlebte wiedergibt, reflektiert sie hauptsächlich innerhalb von Parenthesen über diese vergangenen Erlebnisse und positioniert sie in einen aktuellen bzw. gesellschaftspolitischen Kontext (Flipot Meunier 2024, S. 66). Für die Protagonistin scheint sich ihr Leben plötzlich zwischen „la méthode Ogino et le préservatif à un franc dans les distributeurs" (ebd., S. 10) zu erstrecken, da die Ähnlichkeit der Situation sie in die Vergangenheit zurücktransportiert. Diese Doppelung des Erlebten¹⁰ führt überhaupt erst dazu, dass die Erzählerin auf diese verdrängten Erinnerungen der Abtreibung zugreifen kann (Ernaux 2023, S. 10). Sardin (2008, S. 302) verweist in seiner Analyse des Texts auf Freuds Konzept von Traumata als „twofold events" (ebd., S. 302), bei dem eine aktuelle traumatische Erfahrung eine ältere wieder ins Bewusstsein zurückbringen kann und vergleicht dies mit den beiden Zeitachsen in *L'événement*. Diese Gegenüberstellungen passieren zum Teil in den Parenthesen im Text: „(La nuit dernière, j'ai rêvé que j'étais dans la situation de 1963 et que je cherchais un moyen d'avorter. En me réveillant, j'ai pensé que le rêve m'avait redonné exactement l'accablement et l'impuissance dans lesquels j'étais alors plongée. [...])" (Ernaux 2023, S. 42f).

Die Scham über die eigene Sexualität durch das Aufwachsen in einer konservativ geprägten Zeit ist ein Thema, mit dem Ernaux sich in vielen ihrer Texte auseinandersetzt. So beschreibt sie in Texten wie *La femme gelée* (1981) oder *La Honte* (1997) immer wieder die katholische Sozialisierung von weiblicher Lust als Sünde sowie die Tabuisierung von weiblicher Sexualität (Bacholle 2024, S. 137). In *L'événement*, thematisiert sie darüber hinaus die Scham, die mit einer Abtreibung einhergeht und die damit verbundene Schwierigkeit für die Erzählerin dieses Erlebnis in Worte zu fassen (Bryan 2024, S. 3). Im Text meint Annie etwa

¹⁰ Die Erzählerin spricht unter anderem von „la même horreur et la même incrédulité" (Ernaux 2023, S. 10).

die Strafe für ihre Lust zu erfahren, da sie trotz katholischer Erziehung und wachsamer Mutter jung sexuell aktiv wird. So träumt sie beständig davon, eine Hure zu sein (Ernaux 2023, S. 21). Bacholle (2024, S. 137) verortet degradierende Begriffe wie diese als wirksames Mittel der Kontrolle weiblicher Körper, das für die weibliche Lust keinen Platz lässt. Annie lässt sich durch diese konservativen Werte zwar nicht einschränken, verspürt aber durch die Konsequenzen Scham, die sie etwa dazu bringt, eine Stelle in einer katholischen Privatschule abzulehnen, nachdem sie erfährt, schwanger zu sein (McIlvanney 2001, S. 166). Denn die ungewollte Schwangerschaft nimmt sie als unvermeidliche Strafe für diese sexuelle Selbstermächtigung wahr,¹¹ da ein Kind ihren sozialen Aufstieg als erste Studierende einer Arbeiterfamilie gefährden würde. Sie interpretiert dies als unausweichliches Schicksal ihrer sozialen Herkunft und sieht darin das ebenfalls unvermeidliche Scheitern jenes geplanten Aufstiegs:

Mais ni le bac ni la licence de lettres n'avaient réussi à détourner la fatalité de la transmission d'une pauvreté dont la fille enceinte était, au même titre que l'alcoolique, l'emblème. J'étais rattrapée par le cul et ce qui poussait en moi c'était, d'une certaine manière, l'échec social. (Ernaux 2023, S. 22)

Das Zitat zeigt, dass in der sozialen Umgebung, in der Annie aufwächst, eine junge Schwangere ebenso gesellschaftlich verpönt zu sein scheint, wie es Alkoholiker*innen sind. Siobhán McIlvanney (2001, S. 167) sieht den Ursprung dieser Wahrnehmung in der bereits erwähnten konservativ katholischen Erziehung. Für Annie wird die Schwangerschaft zum „literal embodiment“ (ebd., S. 167) ihrer sozialen Herkunft. Sie setzt damit das Körperliche mit der Arbeiterklasse und den Intellekt mit der Bourgeoisie gleich und empfindet die Schwangerschaft als Sieg des Körperlichen über ihren Intellekt (ebd., S. 167). Diese Gegenüberstellung findet sich bereits zu Beginn der Aufzeichnungen ihrer Schwangerschaft, die die Erzählerin im Text mit Besuchen im Kino und im Theater kontrastiert. In ihrem Kalender vermerkt sie, nachdem sie *Huis clos* im Theater sieht: „Formidable. Si seulement je n'avais pas cette RÉALITÉ dans mes reins“ (Ernaux 2023, S. 13). So fühlt sich Annie während der Besuche schon weit entfernt von der Realität und kann sich nur mehr auf ihre fehlende Periode konzentrieren: „En regardant la silhouette frêle, en imperméable, du petit employé, ses humiliations, devant la désolation sans espoir du film, je savais que mes règles ne reviendraient pas“ (ebd., S. 11). Ebenso erinnert sie sich daran, ein Jahr zuvor einen Roman begonnen zu haben, dessen Fertigstellung sich nun unmöglich anfühlt (ebd., S. 11f).

¹¹ „Je passais de l'incrédulité que cela m'arrive, à moi, à la certitude que cela devait forcément m'arriver. Cela m'attendait depuis la première fois que j'avais joui sous mes draps, à quatorze ans, n'ayant jamais pu, ensuite – malgré des prières à la Vierge et différentes saintes –, m'empêcher de renouveler l'expérience, rêvant avec persistance que j'étais une pute.“ (Ernaux 2023, S. 21)

Darüber hinaus ist sie unfähig ihre Abschlussarbeit voranzubringen, da ihre körperlichen Beschwerden sie davon abhalten und sie mental keine Kapazität hat über andere Dinge nachzudenken als ihre drohende Zukunft:

Maintenant, le ‚ciel des idées‘ m’était devenu inaccessible, je me traînais au-dessous avec mon corps embourbé dans la nausée. Tantôt j’espérais être de nouveau capable de réfléchir après que je serais débarrassée de mon problème, tantôt il me semblait que l’acquis intellectuel était en moi une construction factice qui s’était écroulée définitivement. (Ernaux 2023, S. 35)

Diese Unfähigkeit zu schreiben, intensiviert ihre Angst, sozial abzustiegen. Die ältere Erzählerin reflektiert über diesen Kummer, sich plötzlich nicht mehr intellektuell zu fühlen (ebd., S. 35). Dabei findet Annie sich in einem ähnlichen Dilemma wie die Protagonistin in *Motherhood* wieder, deren Fokus ebenfalls auf der Dichotomie Körper vs. Geist liegt. Dass sich Frauen zwischen Selbstverwirklichung in der Mutter- bzw. der Autorschaft zu entscheiden haben, war in den 60er Jahren genauso aktuell wie es heute ist, wenn auch die Gründe dafür nicht immer ident sind (Heinritz 2023, S. 46f). Abseits der gesellschaftlichen Erwartungen an das moderne Mutterbild, welche die komplette Zuwendung zum Kind fordern (ebd., S. 47), ist es für Annie aber primär die soziale Dimension, welche für sie die Situation intensiviert. Während sich die Protagonistin in *Motherhood* in einer finanziell privilegierten Position befindet, würde ein Kind für Annie jedoch sehr wahrscheinlich das Ende ihres Studiums und die Heimkehr ins Elternhaus bedeuten. Erst nach der Abtreibung erlangt Annie ihr intellektuelles Selbstgefühl wieder. Die Rückkehr in die Bibliothek hat für sie einen feierlichen Charakter: „J’étais ivre d’une intelligence sans mots” (Ernaux 2023, S. 83). Die Rückkehr zu ihren akademischen Tätigkeiten und die Wiedereingliederung in diese Umgebung markiert für Annie das erfolgreiche Ende ihres Kampfes gegen den weiblichen Körper und die Aussicht, ihren sozialen Aufstieg dennoch vollziehen zu können.

Die Verkörperung ihrer sozialen Herkunft in Form der Schwangerschaft passiert nämlich nicht nur in ihrer eigenen Wahrnehmung. Annie erlebt konkret durch die negativen Reaktionen in ihrem Umfeld die gesellschaftliche Missachtung bestimmter Schwangerschaften. Besonders anschaulich erlebt Annie diese Doppelstandards der 1960er-Jahre in der medizinischen Behandlung. Denn obwohl sie Zugang zu einer medizinischen Versorgung hat, zeigt Ernaux in diesen Arzt-Patientin-Szenarien eindringlich Annies Abhängigkeit vom Wohlwollen der Ärzte auf. Die Ärzte begegnen der ledigen Schwangeren hauptsächlich mit Verachtung und etablieren klare hierarchische Grenzen im Umgang mit ihr. Dr. N., der ihre Schwangerschaft feststellt, kommentiert Annies Verzweiflung mit dem Satz: „les enfants de l’amour sont toujours les plus beaux” (Ernaux 2023, S. 14). Ein weiterer Arzt, den sie bittet alles zu tun, um ihre Periode wieder einzuleiten, verschreibt ihr Spritzen,

von denen sie hofft, dass sie die Schwangerschaft beenden und über die sie später erfährt, dass sie als Medikament gegen Fehlgeburten eingesetzt werden (ebd., S. 33). Den Höhepunkt dieser hierarchischen Herabwürdigung erlebt Annie im Krankenhaus, in welches sie nach der beabsichtigten Fehlgeburt aufgrund einer Sepsis eingeliefert wird. Bevor die Narkose einsetzt, meint sie den Arzt im Operationssaal fluchen zu hören: „Je ne suis pas le plombier!” (ebd., S. 76), während er auf ihren Unterleib einschlägt. Am Tag nach der Curettage wird sie von der Krankenschwester getadelt, da sie den behandelten Arzt nicht informiert hätte, Studentin zu sein. Anstatt eine Entschuldigung zu erhalten, wird Annie für die brutale Behandlung des Arztes verantwortlich gemacht, da dieser nichts von ihrem sozialen Status wusste (ebd., 76ff).

Die Reaktionen und die Behandlung, die Annie erlebt, sind eine morbide Spiegelung der patriarchalen und elitären Zustände der 60er-Jahre, spiegeln aber ebenso aktuelle pronatalistische Diskurse wider. Annies Schwangerschaft erfüllt nicht die institutionellen Erwartungen an den weiblichen Körper, was diese weniger wünschenswert macht als andere (Tausel 2023, S. 58). Tausel nennt dies das „‘damned-if-we-do’ and ‘damned-if-we-don’t’ narrativ[e]” (Tausel 2023, S. 58): Während die Protagonistin in *Motherhood* gegen die gewünschten Normen verstößt, indem sie in ihren späten 30ern noch kinderlos ist, verstößt Annie gegen diese, indem sie mit 23 als ledige Studentin schwanger wird (ebd. S. 61). Beide Beispiele zeigen wie Schwangerschaften und Abtreibungen von jungen Frauen sowie das kinderlos bleiben von älteren Frauen, kurz jede Abweichung von der institutionellen Idee einer richtigen Mutter, gemeinhin als Fehler dargestellt werden (ebd., S. 59). Intensiviert wird diese Situation für Annie speziell durch die Illegalität des Schwangerschaftsabbruchs, die ihre Entscheidung nicht nur als Fehlverhalten deklariert, sondern diese als strafrechtlich relevantes Verbrechen definiert. Rückblickend fasst Annie zusammen: „En face d’une carrière brisée, une aiguille à tricoter dans le vagin ne pesait pas lourd” (Ernaux 2023, S. 32) und intensiviert mit dieser plakativen Gegenüberstellung die Wertlosigkeit weiblichen Lebens im Angesicht solch reglementierender Gesetze.

Dass die soziale Herkunft diese Unterdrückungsmechanismen noch verstärkt, zeigt Ernaux anhand des Beispiels der jungen Mutter aus dem Arbeiterviertel Rouen, mit welcher Annie sich das Krankenzimmer teilt. So erlebt sie, wie diese direkt nach der Entbindung noch schlechter behandelt wird als sie selbst: „La fille avortée et la fille mère des quartier pauvres de Rouen étaient logées à la même enseigne. Peut-être avait-on plus de mépris pour elle que pour moi.” (Ernaux 2023, S. 75) Ernaux verwendet in der Beschreibung der jungen Mutter den Begriff der „fille-mère“, der in Frankreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als

abwertende Beschreibung einer jungen, unverheirateten Mutter verwendet wurde und auch in der französischen Literatur zum Archetyp wurde (Bryan 2023, S. 458f). Mit der Verwendung dieses aufgeladenen Begriffs veranschaulicht Ernaux die Stigmatisierung, derer die junge Arbeiterin ausgesetzt ist und kontrastiert diese mit der Behandlung Annies durch die Krankenschwestern, nachdem ihr akademischer Hintergrund bekannt wird. Ernaux zeigt mit diesem direkten Vergleich die Absurdität dieser sozialen Hierarchie auf. Trotz der Illegalität der Abtreibung löst das Bild einer jungen, unverheirateten Mutter aus ärmlichen Verhältnissen noch größeren sozialen Unmut aus, als die studierende Abtreibende. Die „fille-mère“ verkörpert hier ein Sammelsurium intersektionaler Unterdrückungsmechanismen und veranschaulicht gleichzeitig die Absurdität der Institution Mutterschaft anhand des Aufzeigens, dass selbst im Brechen von sozialen Regeln noch eine Hierarchie vorherrscht. Gleichzeitig könnte die Verwendung eines Begriffs, der ab den 1920er-Jahren immer weniger im regulären Sprachgebrauch zu finden ist, ein Wink an diese veraltete und konservative Wahrnehmung von Frauen sein (ebd., S. 459).

Diese Angst vor der Illegalität und das damit einhergehende Schweigen prägt den Umgang mit ihrem Umfeld auch außerhalb der medizinischen Versorgung (Bryan 2024, S. 3). Sobald sie von ihrer Schwangerschaft weiß, fühlt Annie sich isoliert von den anderen Mädchen ihres Alters. Das Verhalten ihrer Altersgenossinnen erscheint ihr banal, während ihre Lebensrealität sich um 180 Grad gewendet hat. In ihrem Tagebuch schreibt sie: „Je n’étais plus dans le même monde. Il y avait les autres filles, avec leurs ventres vides, et moi.” (Ernaux 2023, S. 21) Die leeren Bäuche der Altersgenossinnen markieren eine unüberwindbare Distanz zwischen ihr und den anderen Mädchen. Während diese für Annie in einer unbeschwerten Welt leben, fühlt sich für sie der Alltag banal an, da die Schwangerschaft ihre gesamte Realität einnimmt (ebd., S. 20f). Ähnlich wie die Protagonistinnen in Anke Stellings (2016) und Sheila Hetis (2018) Texten nimmt sich auch Annie plötzlich außerhalb des sozialen Gefüges, welches sie umgibt, wahr, da sie die Lebensrealität ihrer Altersgenossinnen als weit abseits von ihrer eigenen wahrnimmt.

2.5. Soziale Entmündigung in Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023)

Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe begleitet die alleinerziehende Protagonistin beim Auszug ihrer Zwillinge und dem Aufgeben der gemeinsamen Familienwohnung. Der Text verwebt unmittelbare Situationen mit Reflexionen über das Aufwachsen der Protagonistin sowie der Kindheit ihrer eigenen Kinder. Da ihre Zwillinge bereits volljährig sind, liegen die größten Herausforderungen der Mutterschaft bereits hinter ihr, was der Erzählerin erlaubt, mit einer gewissen Distanz auf diese Erfahrungen zurückzublicken. Doch wie schon der Titel suggeriert, sind die Erinnerungen der Protagonistin von Unvollständigkeit geprägt. Besonders das Aufwachsen der Zwillinge, die Zeit als Babys und Kleinkinder, ist für sie vor allem durch Leerstellen markiert (Knecht 2023, S. 35). Jene wenigen Erinnerungen, die geblieben sind, zeichnen sich durch negative Assoziationen und Schuldgefühle aus, denn was sich in *Motherhood* und *L'événement*, als Dichotomie zwischen Intellekt und Körper und der Angst vor dem Verlust der geistigen Verwirklichung äußert, ist bei Knecht bereits Realität gewesen. Durch die Präsenz zweier Kleinkinder wurde die freiberufliche Tätigkeit der Ich-Erzählerin stark auf die Probe gestellt. Sie verbindet die Zeit als Mutter zweier Kleinkinder hauptsächlich mit „Stress“ und „Beklemmung“ (ebd., S. 117) und beschreibt das Beobachten ihrer Kinder beim Spielen, welches sie vom Arbeiten abhält, als „unendlich langweilig“ (ebd., S. 118). Obwohl sie ihre Karriere trotz der Mutterschaft aufrechterhalten konnte, werden diese ambivalenten Erinnerungen rückblickend hauptsächlich von Schuldgefühlen und nicht von Stolz überschattet:

[W]enn ich an die Zeit zurückdenke, [...] sehe ich sie [...] unhörbar schreiend, stumm winselnd um die Aufmerksamkeit ihrer tauben, abwesenden Mutter, die versucht, irgendwie ihr altes Leben wiederzubekommen, einen Gedanken zu Ende zu denken, zu schreiben. (ebd., S. 111)

Diese Diskrepanz, Schriftstellerei und Kindererziehung miteinander zu vereinbaren, die sich durch alle vier Texte zieht, ist bei Knecht ein prominenter Aspekt. Während es in *Motherhood* und in *L'événement*, unter anderem die Angst vor dieser Unvereinbarkeit ist, welche die Protagonistinnen davon abhält, Mutter werden zu wollen, beschreibt die Protagonistin bei Knecht den Effekt, den die Erwerbstätigkeit auf ihre Wahrnehmung von sich selbst als „gute Mutter“ hat. Sie beschreibt eine „Permanenz des schlechten Gewissens, das sich damals in mich einfraß wie ein Parasit, den ich bis heute nicht mehr losgeworden bin“ (ebd., S. 111). Knecht zeigt in ihrem Text damit keine individuelle Erfahrung auf.

Intensive-Mothering-Ideologien, die, wie oben in Kapitel 2.1. beschrieben, die volle Hingabe der Mutter zum Kind als richtigen Weg der Erziehung propagieren, setzen besonders für arbeitende Mütter unmöglich zu erreichende Standards (Fox 2006, S. 258; RÚDÓLFSDÓTTIR & AUÐARDÓTTIR 2024, S. 2745). Das permanente schlechte Gewissen, welches die Protagonistin selbst noch verfolgt, nachdem ihre Kinder bereits volljährig sind, kann als unmittelbares Resultat dieses stereotypischen Mutterbilds verstanden werden (RÚDÓLFSDÓTTIR & AUÐARDÓTTIR 2024, S. 2734). Die Protagonistin entscheidet sich gegen die volle Selbstaufgabe im Rahmen der Mutterschaft, wird aber dennoch durch Scham- und Schuldgefühle sozial reglementiert, die suggerieren, dass ihre Kinder durch ihre Erwerbstätigkeit vernachlässigt aufwachsen (ebd., S. 2734). Denn wie Alena Heinritz (2023, S. 46f) in „Books or Babies? Books and Babies?“ schreibt, gilt für die Autorschaft wie für die Mutterschaft das Ideal der völligen Hingabe. Dass diese vermeintliche Unvereinbarkeit von Intellekt und Körper, die alle vier Protagonistinnen in unterschiedlicher Ausprägung heimsucht, schon lange nicht mehr zeitgemäß ist, zeigt Heinritz (2023, S. 48-55) in ihrer Analyse des poetologischen Selbstverständnisses von drei schreibenden Müttern ab dem 19. Jahrhundert auf. Ebenso kontrastiert Knecht die Erinnerung ihrer Protagonistin an diese Schuldgefühle mit dem unmittelbaren Verhältnis zu ihrer Tochter Mila, das suggeriert, dass die Protagonistin trotz möglicher Versäumnisse eine liebevolle und enge Beziehung zu ihren Zwillingen führt (Knecht 2023, S. 111f).

Die Omnipräsenz der maternalen Schuld ist dennoch ein zentraler Gegenspieler in ihrer Mutterschaftserfahrung. Schuld und Scham beschreibt die Protagonistin nämlich nicht nur in Verbindung mit ihrer Erwerbstätigkeit, sondern bereits unmittelbar nach der Geburt der Zwillinge. Sie ist nicht in der Lage, die beiden zu stillen und entscheidet sich daher, die Babys mit Flaschennahrung zu ernähren. Die Entscheidung, ihrem Körper keine „Milch abzuwürgen und ihn überhaupt ganz meinem Nachwuchs zur Verfügung zu stellen“ (Knecht 2023, S. 141) sorgt für negatives Feedback. Wieder beschreibt Knecht keine Einzelerfahrung, da dem Stillen von Säuglingen in der Kindererziehung und besonders in der Mutter-Kind-Bindung eine unersetzbare Rolle zugeschrieben wird (Diabaté & Beringer 2018, S. 297; Fox 2006, S. 257). Das Nichterfüllen dieser, als essenziell konnotierten Aufgabe, wird in der Regel von starken Schuldgefühlen begleitet, da ihre Erfüllung eng mit der Zuschreibung einer „guten Mutter“ verbunden ist (Collins 2020, S. 3). Knechts Protagonistin löst sich nun rückblickend von diesem Narrativ, indem sie die Erfahrungen befreundeter Mütter sammelt, die etwa trotz starker Schmerzen unbedingt ihre Babys stillen

wollten und dabei an die eigenen körperlichen Grenzen gingen bzw. die Gesundheit der Säuglinge aufs Spiel setzten und so die Absurdität dieses Ideals aufzeigt.¹²

Ich hatte das nicht erwartet. Keine der frischen Mütter in meinem Bekanntenkreis hatte so etwas erwartet. Später, als unsere gestillten Kinder auf wundersame Weise überlebt hatten, ohne Allergien zu bekommen oder drogensüchtig zu werden, erzählte mir eine Bekannte, wie sie sich so sehr unter Druck habe setzen lassen, dass ihre Tochter beinahe verhungert wäre. Sie hatte es unbedingt richtig machen wollen. (Knecht 2023, S. 141)

Durch die zeitliche Distanz und den solidarischen Austausch mit anderen Müttern kann die Protagonistin diese maternalen Schuldgefühle als sozial konstruiert entlarven (vgl. Collins 2020; RÚDÓLFSDÓTTIR & AUÐARDÓTTIR 2024).

Diejenigen, die den Druck aber konkret ausüben, verschwimmen bei Knecht zu einer anonymen Masse. Sie resümiert: „[U]nd immer fand sich jemand, der sagte: Das hältst du schon aus, es ist zum Wohl deines Kindes, das schaffst du schon, schmier einfach Quark drauf“ (Knecht 2023, S. 143). Zum anderen manifestieren sich die Kritiker*innen vor allem in Form des Krankenhauspersonals. Denn die Geburts- und Post-Partum-Erfahrung der Protagonistin ist geprägt von dem Gefühl des Verlusts der Autonomie über den eigenen Körper sowie der Unterordnung ihrer eigenen Bedürfnisse unter jene der Zwillinge (Knecht 2023, S. 141). Während sie durch ihre Zwillingsschwangerschaft wie eine Königin behandelt wird, verändert sich diese medizinische Sonderbehandlung schlagartig, nachdem sie entbunden hat. Denn die Zwillinge, die zu früh zur Welt kommen, müssen auf eine separate Kinderstation verlegt werden, wo der Protagonistin kein Bett zusteht. Die erste Woche nach der Geburt verbringt sie deshalb getrennt von ihren Neugeborenen, was zur traumatischen Erfahrung für sie wird. Sie fühlt sich im Krankenhaus behandelt, wie eine „Mutterhülle“ (ebd., S. 139), so „nutzlos wie eine Eierschale“ (ebd., S. 141), nachdem die Zwillinge ihren Körper nicht mehr zum Heranwachsen brauchen.

Die Textpassage ist vor allem in Gegenüberstellung mit Ernauxs Schilderung von Annies Krankenhausaufenthalt in *L'événement*, spannend, wo sich die gesellschaftliche Herabwürdigung ebenfalls anhand des medizinischen Apparats konkret manifestiert. Die Behandlungen durch das Krankenhauspersonal ähneln einander, wobei Annies Situation durch die strafrechtliche Lage intensiviert wird. Dennoch wird in beiden Textstellen die Entscheidungsmacht der Protagonistinnen durch Ärzt*innen und Krankenpfleger*innen in Frage gestellt und damit drastisch eingeschränkt. Das Erleben dieser Objektivierung und die

¹² „Ich habe auch Freundinnen, die es unbedingt schaffen wollten, die ihr Kind stillten trotz verheerender Brustentzündungen, die sie, weil sie ja stillten, nicht mit Medikamenten therapieren durften, sie säugten ihre Babys heulend vor Schmerzen“ (Knecht 2023, S. 143).

Reduktion auf den Körper zu einem Mittel zum Zweck sind in allen vier Texten präsent. Während Ernauxs Annie und Knechts Protagonistin diese von außen erfahren, manifestiert sich dieses Narrativ in *Motherhood und Bodentiefe Fenster* auch in dem eigenen ambivalenten Verhältnis zum Körper. Während die Erzählerin in *Motherhood* ihre Menstruation und ihren Körper als feindlich gestimmt wahrnimmt, treibt Sandra in *Bodentiefe Fenster* ihren Körper durch das Aufschaukeln sozialer Erwartungen an seine Grenzen und ignoriert jegliche physische Warnsignale (Stelling 2021, S. 74f).

Dass die Texte nicht nur durch die Verarbeitung gleicher Thematiken in Verbindung stehen, zeigt Knechts Thematisierung einer Abtreibungserfahrung ihrer Protagonistin. Die Protagonistin fasst ihre Erfahrung wie folgt zusammen: „Als mir klar wurde, dass meine Erfahrung eine genuin weibliche war, gelang es mir endlich, das Ereignis ohne Schuldgefühle zu betrachten“ (Knecht 2023, S. 113). Die Formulierung ist recht nahe an Ernauxs *L'événement*, welches in der deutschen Übersetzung von Sonja Finck (2022) den Titel „Das Ereignis“ trägt. Ebenso weist Knecht gleichzeitig auf die Schulderfahrung und auf die Kollektivität hin, die sich bei Ernaux im Konzept der „chaîne invisible“ (Ernaux 2023, S. 30) findet, die in Kapitel 4.4. näher besprochen wird. Die Abtreibungserfahrung selbst kontrastiert die mögliche intertextuelle Anlehnung an Ernaux jedoch radikal: „Der Tag meiner Abtreibung war ein sonniger Tag, ein Tag liebevollen Kümmerns, ein Tag der Befreiung von großer Sorge“ (Knecht 2023, S. 175). Denn abgesehen von der rechtlichen Lage, unterscheidet sich die Erfahrung auch durch die Unterstützung von außen von Ernauxs Text. Diese Solidarität durch Freundschaften begleitet die Protagonistin auch während des Auszugs ihrer Zwillinge und hilft ihr dabei die Angst vor der Einsamkeit abzulegen (ebd. 2023, S. 133f).

Wie in Kapitel 2.2. bei Anke Stelling argumentiert wird, kann der Zusammenhalt zwischen Müttern für diese positive Effekte aufweisen. In *Bodentiefe Fenster* ist die Solidarisierung mit anderen Müttern durch Zeitmangel, Überlastung und Konkurrenzdenken unmöglich für Sandra. Dementsprechend wird auch der Ausbruch aus den institutionellen Ansprüchen an die Mutterschaft unmöglich, da Sandra immer mehr selbst zu deren Reproduktion beiträgt. In *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* ist die Zeit der alles einnehmenden Care-Arbeit für die Protagonistin bereits vorbei. Dennoch verbindet sie seit der Kindergartenzeit ihrer Zwillinge ein enges Verhältnis zu ihrer Freundin Theres. Diese Freundschaften zu einer Mutter, die sich ebenfalls vom Vater ihrer Kinder getrennt hat und

deren Kinder zur selben Zeit ausziehen, gibt der Protagonistin bei den Herausforderungen des Alltags halt:

Theres denkt wie ich. Auch deshalb sind wir schon so lange befreundet, genauso lange wie unsere Söhne, eine Freundschaft, die die Kindergartenzeit überdauerte, die intensiver wurde, als wir uns im selben Jahr von den Vätern unserer Kinder trennten, und die auch aushält, dass Theres schon länger wieder einen Freund hat. (Knecht 2023, S. 134)

So wird auch der Auszug durch die Unterstützung von Theres leichter, deren Freundschaft sich durch das halbe Leben der Protagonistin zieht und auch in der Zukunft eine Konstante für sie bildet: „Bevor ich in die neue Wohnung ging, in der sich nun die Kartontürme stapelten und Theres schon auf mich wartete, um mir zu helfen und mit mir auf mein neues Leben anzustoßen, ging ich nochmal durch die alten Räume“ (Knecht 2023, S. 190). Der Abschied von der Wohnung und damit von ihrem alten Leben wird durch die Präsenz dieser Konstante erleichtert. Solidarität, wie diese zwischen Müttern, kann als wichtiger Aspekt emanzipierter Mutterschaft agieren, indem sich Frauen Zeit für sich selbst nehmen und ihre Erfahrungen austauschen und damit ihre Individualität abseits des Mutterseins fördern (Green 2020, S. 41). Im Vergleich zu Sandra lässt Knecht diesen Austausch zu. Es ist eine von vielen Entscheidungen, die sich gegen die westliche Idealvorstellung von Mutterschaft stellen, und die dazu führen, dass sie sich freier von den sozialen Erwartungen bewegen kann als Sandra in *Bodentiefe Fenster*.

3. Maternale Identitätszuschreibungen

3.1. Überblick zur Theorie

Das vorhergehende Kapitel zeigt, dass die individuelle Erfahrung von Mutterschaft stark von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geprägt ist. Dementsprechend wirken sich die sozialen Narrative rund um das Thema Mutterschaft auch auf die Selbstwahrnehmung von Müttern aus (Krüger-Kirn 2016, S. 125-147). Helga Krüger-Kirn (2016) bezeichnet diese daher als „Frauenleitbild[er]“ (ebd., S. 129), die als „wirkmächtige Identitätszuschreibungen“ (ebd., S. 130) auf die Selbstwahrnehmung von Frauen wirken. Rich (2021, S. lxi) veranschaulicht diese enge Verbindung, indem sie das Konzept Mutterschaft zwischen Institution und individuellem Zugang zwar unterscheidet, gleichzeitig aber die enge Wechselwirkung zwischen den beiden Begriffen betont (ebd., S. lxi). Da es sich bei den Identitätszuschreibungen um stereotypische und teilweise ambivalente Merkmale handelt, zeichnen diese ein eindimensionales und unrealistisches Bild von maternaler Identität (Krüger-Kirn 2016, S. 129f). Anhand eines Zitats von Adrienne Rich aus *Of Woman Born* (2021, S. 3) lässt sich veranschaulichen, wie diese Erwartungen auf Frauen wirken können:

Unexamined assumptions: First, that a “natural“ mother is a person without further identity, one who can find her chief gratification in being all day with small children, living at a pace tuned to theirs; that the isolation of mothers and children together in the home must be taken for granted; that maternal love is, and should be, quite literally selfless; that children and mothers are the “causes” of each others’ suffering. I was haunted by the stereotype of the mother whose love is “unconditional“; and by the visual and literary images of motherhood as a single-minded identity.

Rich beschreibt einerseits die unrealistischen Anforderungen an das Muttersein und andererseits die Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung von Frauen durch die Dominanz dieser Leitbilder. Diese wirken nicht erst ab der Geburt eines Kindes auf Frauen, sondern bereits ab dem Einsetzen der Menstruation (Krüger-Kirn 2016, S. 125).

Spricht man im Kontext der Weiblichkeit von Identität, öffnet dies ein breites Feld an komplexen Theorien, denn der Diskurs über weibliche Identität und Subjektivität bewegt sich in einem breiten Spannungsfeld zwischen postmodernen Subjekttheorien, dem Aufbrechen dieser durch gendertheoretische Gegenpositionen sowie sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und psychoanalytischen Theorien. Eine zentrale Problematik in der Auseinandersetzung mit weiblichem Identitäts-, Subjektivitäts- und Autonomiebegriff ist die inhärente Männlichkeit der Ursprungstheorien (vgl. Thiem 2003, S. 68f; Laney 2015, S. 126; Meyers 2001, S. 738; Pietig 2014, 140f). Zunächst soll

festgehalten werden, dass der Subjektbegriff wie er im Titel der Masterarbeit verwendet wird, sich hauptsächlich auf das Subjekt im Sinne der/des Protagonist*in eines Textes bezieht (Zima 2017, S. 1). Dennoch ist es notwendig gerade in der Auseinandersetzung mit maternaler Identität auch die philosophischen Subjekt- und Identitätsbegriffe der Frau zu beleuchten, um die betreffenden Problematiken dazu offenzulegen. Peter Zima (2017) unterscheidet in *Theorie des Subjekts* „im Rahmen eines semiotischen Aktantenmodells“ (ebd., S. 25) Subjekt und Identität voneinander, indem er „Identität [als] Objekt des fühlenden, denkenden, sprechenden und handelnden Subjekt-Aktanten“ beschreibt (ebd., S. 25). Zima (2017) definiert die Identität somit als Teil der Selbstwahrnehmung des Subjekts.

Der philosophische Diskurs um den weiblichen Subjektbegriff ist in der Moderne geprägt von postmodernen Ansätzen männlicher Denker, die dem weiblichen Subjekt seine Existenz abzusprechen versuchen (Thiem 2003, S. 69ff). So kritisieren feministische Theoretiker*innen die Theorien von Jacques Lacan und Jacques Derrida anhand ihrer mangelnden Anwendbarkeit auf Frauen¹³ (Thiem 2003, S. 69ff). Annegret Thiem (2003, S. 66-69) argumentiert weiters, dass der in der postmodernen Philosophie diskutierte „Tod des Subjekts“ nicht auch den Tod des weiblichen Subjekts bedeutet. Vielmehr sei dieser die Verneinung bzw. die Infragestellung des humanistischen männlichen Subjekts, dessen Tod, so Thiem (2003, S. 68) für das weibliche Subjekt das Potenzial beinhalte, eine eigenständige diskursive Entwicklung zu erleben, ohne in der patriarchalen Zuschreibung als das „andere“ zu gelten (ebd., S. 68). Denn die Zuschreibung des Weiblichen als „das andere Geschlecht“, so wie von Simone Beauvoir in *Le Deuxième Sexe* (1949) offengelegt, sei die zentrale Problematik in dem Versuch einer Benennung der Subjektivität und Identität von Frauen (vgl. Meyers 2001; Thiem 2003).

Eng verbunden mit dem Identitätsbegriff von Müttern ist das Verständnis von Autonomie (Meyers 2001, S. 738). Meyers (2001, S. 739) argumentiert, dass der Autonomiebegriff für Frauen komplexer zu definieren sei als für Männer, da diese durch die Zuschreibung als „das andere“ schon immer in Abhängigkeit zum männlichen Pendant gesehen wurden: „Plainly, a feminist view of autonomy must acknowledge that oppression impedes autonomy without stripping women of the autonomy that they have managed to wrest from a patriarchal, racist, heterosexist, class-stratified world“. Autonomie im Sinne einer „individuelle[n] Freiheit“ zu betrachten, wie sie Zima (2017, S. 6) beschreibt, sei für Frauen daher wenig realitätsnah. Der Autonomiebegriff für Frauen dürfe nicht als Negation von Beziehungen betrachtet

¹³ Die Kritik richtet sich auch gegen das Ausgrenzen von allen nicht weißen und/oder nicht männlichen Individuen: z.B. Frauen, Kolonialisierte, etc. (Pietig 2014, S. 141)

werden (Meyers 2001, S. 737f), da dieser auf Basis des männlichen Subjekts gebildet wurde, welches sich als abgeschlossene Entität abseits jeglicher Beziehungen betrachtet und dementsprechend auch als „autonomes Subjekt“ (Pietig 2014, S. 139) bezeichnet wird (ebd., S. 139ff).

Besonders in der Mutterschaft lässt sich in der gelebten Realität Autonomie nicht einfach mit Unabhängigkeit gleichsetzen. Laney et al. (2015, S. 138) etwa zeigen, dass für den Großteil an „frischgebackenen“, weißen, amerikanischen Müttern die Mutterschaft in den ersten Monaten zum Identitätsverlust führt. Die meisten Frauen inkorporieren diese neue Identität im weiteren Prozess in ihre Selbstwahrnehmung und weiten die persönlichen Grenzen auf ihre Kinder aus (ebd., S. 138f). Das Negieren von Beziehungen als konstituierender Faktor für das weibliche Subjekt wäre dadurch schon wenig sinnvoll. Innerhalb des soziologischen Diskurses bietet Petra Bueskens mit *Modern Motherhood And Women's Dual Identities* (2018) einen produktiven Ansatz, um die Verankerung von maternaler Identität und Autonomie besser zu verstehen. So führt Bueskens (2018) den Begriff der dualen Identität ein. Sie argumentiert, dass sich trotz der Öffnung des Arbeitsplatzes für Frauen und Mütter, die Workload der Care-Arbeit in der privaten Sphäre nicht verringere. Was als Form der Befreiung für die Frau vermarktet werde, sei gleichzeitig der Beginn einer Doppelbelastung, die Mütter dazu zwingt, zwei Rollen miteinander in Einklang zu bringen, die schwer zu vereinen seien (ebd., S. 12ff). Die Identität von Müttern unterscheidet Bueskens (2018) deshalb zwischen dem „individualised self“ (ebd., S. 173), welches versucht sich außerhalb des Heims zu verwirklichen, und dem „maternal or nurturing self“ (ebd., S. 173), welche die Rolle der Care-Arbeit übernimmt. Die daraus resultierende Doppelbelastung, in beiden Rollen gewisse, soziale Anforderungen zu erfüllen, benennt sie als das Hauptproblem moderner Mutterschaft, da diese beiden Identitätsformen nicht zeitgleich im selben Ausmaß bedient werden könnten (ebd., S. 17).

Um sich von sozialen Identitätszuschreibungen zu lösen, wird in der Sekundärliteratur häufig das Potenzial des Schreibens hervorgehoben (vgl. Frye 2020, Thiem 2003, Meyers 2001, Podnieks & O'Reilly 2010). Das Zuschreiben durch eigene Worte sei wichtig, da das Bild der Frau und Mutter schon immer durch fremdbestimmte Darstellungen geprägt wurde (Thiem 2003, S. 103). Hierfür ist besonders die Annahme der diskursiven Bildung des Subjekts relevant (Zima 2017, S.15). Annegret Thiem (2003, S.103) argumentiert auf Basis von Lacan die Annahme einer Dezentrierung des weiblichen Subjekts durch die These, dass die symbolische Ordnung, die Sprache, der Existenz des Subjekts vorangehe und dieses

daher nur diskursiv auszubilden sei. Die Annahme der Dezentrierung des Subjekts wendet sich ab von dem autonomen und anti-relationalen männlichen Subjekt und bietet Potenzial für jene, die aus diesem Diskurs ausgeschlossen wurden (Pietig 2014, S. 140f). Annegret Thiem schreibt dazu: „Literatur von Autorinnen erlaubt in diesem Rahmen das Verdrängte zu lesen oder zu schreiben, das in der symbolischen Ordnung latent immer vorhanden war, jetzt aber erstmals die Möglichkeit hat, sich zu artikulieren“ (Thiem 2003, S. 74). Ähnlich sieht auch Meyers (2001, S. 760-766) das Schreiben als wertvollen Zugang zur Erreichung von Autonomie, da die Definition durch Idealtypen schon immer von außen bestimmt wurde und Müttern dadurch eine mehrdimensionale Identität verweigert wurde. Auch in den Motherhood Studies wird die maternale Identität als veränderte Wahrnehmung des Ichs durch das Einwirken von „motherhood“ und „mothering“ verstanden und dessen Erforschung in Texten als zentral betrachtet (O’Brien Hallstein et al. 2020, S. 2).

3.2. Duale Identitätsformen in Anke Stellings *Bodentiefe Fenster* (2016)

Bodentiefe Fenster zeigt anhand der Protagonistin Sandra sowie der Nebencharaktere, die Sandra beobachtet, das oben ausgeführte Problem zwischen autonomen und mütterlichem Selbst zu navigieren. Sandras maternales Ich zeigt sich neben der Umsorgung und Erziehung ihrer Kinder vor allem in den exogenen Erwartungen, die sie zu erfüllen versucht.¹⁴ So bemüht sie sich in der Erziehung der Kinder alles richtig zu machen und auch nach außen als die ideale Mutter aufzutreten. Dies spiegelt sich unter anderem in dem ständigen Kreisen ihrer Gedanken darum wider, wie sich ihr Verhalten auf das Leben ihrer Kinder auswirken wird: „Wer zu viel auf sie aufpasst, behindert sie in ihrer motorischen Entwicklung, ist schuld an ihrer Unselbstständigkeit, ihren Unfällen, ihrem Tod. Wer ihnen zu viele Freiheiten lässt, riskiert, dass sie nicht Maß halten, ist schuld an ihren Süchten, ihren Wunden, ihrem Tod“ (Stelling 2021, S. 117). Dem gegenüber steht das autonome Selbst der Protagonistin, welche sich der Absurdität dieser Ansprüche bewusst ist und sich danach sehnt, mit den Menschen in ihrer Umgebung zu vereinen, um sich gegen dieses unterdrückende System zu wehren (ebd., S. 33). Denn dieses autonome Selbst ist geprägt von den Parolen ihrer reformpädagogischen Erziehung, mit der ihr beigebracht wurde, dass die Welt innerhalb einer Gemeinschaft zum Guten veränderbar sei (ebd., S. 20). Zwar schwingt in der obigen Aufzählung der potenziellen Fehler von Eltern eine gewisse Ironie mit, da in dieser jedes Verhalten der Eltern zum Tod der Kinder führe, dennoch lastet der

¹⁴ Diese werden in Kapitel 2.2. ausführlich besprochen.

Druck, eine schlechte Mutter zu sein, trotz der Erkenntnis dieser Absurdität schwer auf Sandra (ebd., S. 117). So stehen sich Sandras maternale und ihre autonome Identität diametral gegenüber. Diese Gegenüberstellung der beiden Formen der Selbstwahrnehmung zeigt sich etwa in folgender Passage, in der Sandra eine Trennung dieser suggeriert:

Viele Mütter reden von sich in der dritten Person, ich könnte ausrasten, wenn ich es höre. Für wie beschränkt halten sie ihre Kinder, dass die nicht wissen, wer gemeint ist, wenn ihre Mütter ‚ich‘ sagen? Aber vielleicht tut es ja auch gut, sich von sich selbst zu distanzieren, diese seltsame ‚Mutti‘ zu erfinden, die zwar genauso aussieht wie ‚ich‘, aber nicht ich ist.
Ich bin woanders! (ebd., S. 113)

Sandra erkennt diese Unvereinbarkeit zwar anhand der anderen Mütter, findet diese Abgrenzung, wie ihr Ton zeigt, aber eher lächerlich. Dieses entgegengesetzte Selbstbild ist jedoch nicht ungewöhnlich für Mütter. Laney et al. (2015, S. 132f) etwa zeigen in der Studie „Becoming a Mother: The Influence of Motherhood on Women's Identity Development“, dass weiße Frauen der Mittel- und Oberschicht häufig ein Gefühl von Identitätsverlust in der frühen Phase der Mutterschaft erleben. Der Großteil der in der Studie befragten Mütter entwickelt jedoch mit der Zeit eine neue Selbstwahrnehmung, welche das Muttersein und die Kinder in die eigene Identität integriert (ebd., S. 139).

Stelling zeigt anhand ihrer Protagonistin jedoch die Schwierigkeit auf, diese beiden Identitätsformen vor dem Hintergrund der sozialen Anforderungen an moderne Mütter miteinander zu vereinen. So bemüht sich Sandra stets nach außen hin als ideale, moderne Mutter aufzutreten, die neben ihrer Mutterschaft auch autonomes Individuum ist:

Partys, auf die man die Kinder mitbringt, sind gewissermaßen Arenen der Repräsentation, und das Knifflige ist, sich die Rolle des Zirkusdirektors [...] nicht anmerken zu lassen: so zu tun, als konzentriere man sich auf ein Gespräch unter Erwachsenen, genieße den Nachmittag, die Sonne, den Sekt – dabei befindet man sich in Wahrheit ständig in Sorge um die Kinder. (Stelling 2021, S. 38)

Was Sandra beschreibt, liegt Petra Bueskens Theorie der dualen Identität von Müttern zu Grunde. Bueskens (2018) beschreibt diese Dualität zwar speziell im Hinblick auf die Anforderungen an moderne Frauen, zugleich ideale Mutter und z.B. ehrgeizige Erwerbstätige zu sein. Der Grundgedanke ihrer Theorie liegt aber in der Unvereinbarkeit von angepasster Mutterschaft und autonomer Individualität in einer patriarchalen und individualistischen Gesellschaft (ebd., S. 175f). So äußert sich in Stellings Beschreibungen die permanente Anstrengung von Sandra zwar die Ideale der Mutterschaft zu erfüllen, dabei aber ja nie ihre Individualität aus den Augen zu lassen, um den modernen Anforderungen einer emanzipierten Mutterschaft gerecht zu werden:

Ich lache und beeile mich, Regine ein Glas Wein einzuschenken. Das ist nämlich die wahre Kunst: lässig zu bleiben beim Kochen und Backen, genauso wie bei der Kinderaufsicht und allen anderen mütterlichen Aufgaben. Sich aufzuteilen, in Wahrheit über wichtigere Dinge nachzudenken, sich mit Freunden zu unterhalten, Wein zu trinken, Utopien zu entwerfen. Alles gleichzeitig zu machen und zu sein. (Stelling 2021, S. 26)

Was Bueskens (2018) in den Anforderungen beschreibt, sich berufstätig zu entfalten, spürt Sandra als Druck, sich trotz der hohen Belastung der Care-Arbeit, als emanzipiert und weltoffen zu zeigen. Bueskens (2018, S. 173ff) beschreibt die Konsequenz dieser Doppelbelastung, darin dass jeweils eine dieser Identitäten zwangsläufig vernachlässigt werden müsse, um die andere erfüllen zu können. So verzichtet auch Sandra darauf ihre Ausbruchs-Gedanken laut auszusprechen, um dem Ideal zu entsprechen. Die Diskrepanz zwischen diesen beiden Identitätsformen spiegelt sich besonders in Sandras Dilemma wider, einerseits den Parolen ihrer Kindheit gerecht zu werden, und andererseits aber niemanden vor den Kopf zu stoßen. Plakativ zeigt sich das in ihrer eigenen Wahrnehmung von sich als Kassandrafigur.¹⁵ Zu Beginn des Textes benennt Sandra sich in einer Rückblende als Kassandra (Stelling 2021, S. 5). Der Einstieg des Textes hebt sich vom restlichen Text ab, indem nicht eine homodiegetische, intern fokalisierte Erzählstimme die Handlung wiedergibt, sondern ein auktorialer Erzähler mit Nullfokalisierung über Sandra spricht: „Doch eines Nachmittags, als sie neun war, spielte sie mit ihrer Freundin Anne Zirkus, und da beschlossen die beiden Mädchen, dass zumindest Artistinnen etwas Glitzernderes und Aufwändigeres verdient hatten, und nannten sich ‚Kassandra‘ und ‚Anakonda‘“ (ebd., S. 5). Auch wenn diese Namensgebung von der Erzählstimme lapidar mit dem kindlichen Interesse an der *Biene Maya* abgetan wird, ist eine Anlehnung an die griechische Mythologie naheliegend (ebd., S. 5). Kassandra besitzt dort die Gabe der Weissagung, wird vom Gott Apollo aber dazu verdammt, dass niemanden diesen Vorhersagungen glaubt (Roscher 1890, S. 974f). Ähnlich sieht sich auch die erwachsene Sandra dazu verdammt, alle Missstände in ihrem Umfeld wahrzunehmen, diese jedoch nicht aussprechen zu können, da sie sich vor den sozialen Konsequenzen fürchtet.¹⁶ Denn auch wenn die Protagonistin das ständige Bedürfnis verspürt, die Welt zu ändern und andere auf ihre Kritik hinzuweisen, wie sie es in ihrer Kindheit gelernt hat, tut sie es beinahe nie, da ihre Aussagen in der Vergangenheit auf

¹⁵ Uta Degner verweist in der „VO Gegenwartsliteratur“ (gehalten im Sommersemester 2022 an der Germanistik der Universität Wien) ebenfalls auf Sandras Identifikation als Kassandra, fokussiert dabei aber ihren Blick auf die Klassenunterschiede innerhalb des Wohnbaus.

¹⁶ Diese Angst und die Unfähigkeit zu sprechen und gehört zu werden, äußert sich auch in einem Traum, den Sandra hat: „Mein Mund ist trocken und ich fürchte, dass ich Mundgeruch habe. Ich will nicht, dass jemand sich davon belästigt fühlt, also drehe ich mich weg, sobald man sich mir nähert, spreche allenfalls von zur Seite, sodass mich niemand versteht“ (Stelling 2021, S. 28).

Ablehnung gestoßen sind. Als sie ihre kinderlose Freundin Kerstin während einer Feier etwa darauf hinweist, die Kinder nicht ständig zu tadeln und zu ermahnen, spürt sie sofort eine soziale Grenze überschritten zu haben:

Die Konsonanten zischten und knackten, zweimal nannte ich ihren Namen, und das Geplauder am Tisch verstummte, alle hatten meinen scharfen Tonfall bemerkt.
Hier stimmte was nicht, das war mit einem Mal kein schöner Abend mehr - Sandra hat die Stimmung verdorben, Sandra hat was auf dem Herzen. (Stelling 2021, S. 33)

Die betretene Reaktion der Gruppe ist für Sandra Grund genug, ihre Gedanken nicht mehr in der Runde auszusprechen. Denn auch wenn ihr autonomes Selbst das Bedürfnis verspürt, diese von ihr als „Missstände“ empfundenen Verhaltensweisen aufzuzeigen, wird ihr maternales Selbst doch sehr stark von den Erwartungen an sie als ideale Mutter beeinflusst. Dass Mütter sich beschweren oder offen wütend sind, wird gesellschaftlich nur wenig toleriert, wie die Sekundärliteratur zeigt, da von Müttern in der Regel erwartet wird, ihre Emotionen zu kontrollieren, um den Kindern ein gutes Vorbild zu sein (Bilotte Verhoff et al. 2023, S. 495). Diese Erwartungen sind eng verknüpft mit den Vorstellungen von der idealen Mutter, die geduldig und stets wohlwollend ist (ebd., S. 495). Dass ein Äußern dieser Wut sozial unerwünscht ist, ist sich auch Sandra bewusst: „Schreien darf man nicht. Man muss gelassen bleiben, sich nicht vergreifen in der Wahl der Mittel. Es ist schwierig, im Kampf gegen das Böse auch noch ruhig und zuvorkommend, gepflegt und diskret zu sein, aber das ist nötig, das habe ich inzwischen gelernt“ (Stelling 2021, S. 35). Bilotte Verhoff et al. (2023, S. 497) sprechen in diesem Zusammenhang von „gendered emotion management expectations“, welche gesellschaftlich von Frauen, speziell von Müttern, eher Gelassenheit und Ruhe erwarten als von Männern. Verstöße gegen diese Erwartungen können unter anderem dazu führen, dass Mütter wegen ihrer Emotionalität diffamiert werden (ebd., S. 497). Obwohl kein nachweislicher Unterscheid darin besteht, in welcher Intensität Männer und Frauen Wut empfinden, unterscheidet sich die gesellschaftliche Akzeptanz so sehr, dass Frauen grundsätzlich dazu neigen, ihre Wut mehr zu unterdrücken (Bilotte Verhoff & Hosek 2022, S. 203).

Stelling zeigt anhand ihrer Romanfigur Sandra auf, wie sich diese Erwartungen auf ein Individuum auswirken können. So versucht Sandra zwanghaft im folgenden Jahr nicht denselben Fehler zu machen, um niemanden in Verlegenheit zu bringen und um ihre Lockerheit zu beweisen, obwohl sie das Verhalten ihrer Freund*innen nach wie vor stört:

Warum benimmt sich Kerstin, meine kluge Freundin, unentwegt wie eine alte Tante? Warum lässt Tinka Franz mit Saft rumschütten, wenn doch sie diejenige ist, die den Dreck hinterher wieder wegmachen muss?
Ich versuche, ruhig und tief zu atmen.

Auf keinen Fall will ich dieses Jahr wieder unangenehm auffallen. (Stelling 2021, S. 34f)

Sandras Selbstwahrnehmung ist hin- und hergerissen zwischen diesem Bedürfnis ihren Unmut zu äußern, etwas zu ändern, und der Angst davor als obsessiv und pedantisch wahrgenommen zu werden. Stelling zeigt anhand von Sandra mögliche Konsequenzen dieser unmöglich zu vereinbarenden Doppelbelastung auf, einerseits perfekte Mutter und andererseits autonomes Individuum zu sein. Da sich die Ansprüche an beide Identitätswahrnehmungen unterscheiden, kann Sandra nie allen Anforderungen gerecht werden. Für Sandra führt die Frustration über ihre Situation zunächst zu einer ständig präsenten Wut.¹⁷ Dass Mütter in ihrem Alltag als Resultat von Überforderung und permanenter Belastung durch die Care Arbeit häufig sehr viel Wut empfinden, findet unter anderem durch die Covid-19 Pandemie mediale Aufmerksamkeit (Bilotte Verhoff & Hosek 2022, S. 199ff). Während im Internet der polarisierende Begriff „mom rage“ (ebd., S. 199) zwar Aufmerksamkeit für diese Thematik generiert, bleibt die öffentliche Auseinandersetzung damit recht eindimensional (ebd., 199ff). Gleichzeitig positioniert die Bezeichnung „mom rage“ diese Wut als eine Verfehlung und ein Scheitern am Ideal (ebd., S. 206). Bilotte Verhoff et al. (2023, S. 495) aber beschreiben diese Emotionen als logische Begleiterscheinung von Idealisierung und Tabuisierung der Thematik. Als „maternal anger“ (ebd., S. 496) bezeichnen sie „uncontrollable episodes of intense anger associated with mothering that are not goal directed and may derive from feelings of powerlessness, injustice, and stress“ (ebd., S. 496). Schon Adrienne Rich (2021, S. 30) beschreibt diese mütterliche Wut, da sie den Ansprüchen an die perfekte Mutter widerspreche: „Mother-love is supposed to be continuous, unconditional. Love and anger cannot coexist. Female anger threatens the institution of motherhood.“ Rich beschreibt in *Of Woman Born* zwar das mögliche Potenzial, welches diese Wut hat, um Strukturen aufzubrechen, in der Realität spielt die Ambivalenz dieser Emotion aber eine zentrale Rolle in der psychologischen Belastung von Müttern und kann die permanente Unterdrückung unter anderem zum Auslöser für Angstzuständen oder Depressionen werden (Brown 2010, S. 122; Bilotte Verhoff et al., S. 498f).

Das Resultat ist, dass Sandra immer mehr in eine mentale Abwärtsspirale gerät, die sich durch die Isolation von ihrem Umfeld noch weiter zuspitzt (Stelling 2021, S. 178ff). Sandras innerer Monolog verdichtet sich im Laufe des Romans so sehr, wodurch der/dem Leser*in

¹⁷ Die Wut zeigt sich unter anderem in ihrer Ausdrucksweise: „Ich kann nicht mehr. Ich muss aus der Schusslinie. Wie kann ich meine Schwester zurückwiesen, und mir dann doch täglich dieselbe Scheiße antun?“ (Stelling 2021, S. 122).

ihr zunehmend schlechter werdender Gesundheitszustand verdeutlicht wird. Der finale Zusammenbruch äußert sich als Sandra an der S-Bahnstation ihre Nachbarin Ricarda trifft und ihre Wut und Verzweiflung an ihr auslässt (ebd., S. 192ff). Die Begegnung leitet schließlich den kompletten Zusammenbruch von Sandra ein und führt zur anschließenden Burn-Out-Diagnose (ebd., S. 229ff). Stelling zeigt damit die Absurdität jener ambivalenten Gefühle auf, derer Mütter ausgesetzt sind und deren Ausleben sozial so unerwünscht ist, dass es sogar pathologische Folgen für die Betroffenen haben kann.

Die Frage nach der Möglichkeit eines autonomen Selbst ist ein zentrales Motiv in Stellings Text. Nicht nur Sandra, auch die anderen Mutterfiguren haben Probleme damit, eine Balance innerhalb der Dualität von Idealvorstellungen des Mutterseins und der eigenen Identitätsfindung zu erreichen. Dabei tendieren fast alle weiblichen Figuren dazu, ihr autonomes Ich aufzugeben, während die Männer viel eher kompromisslos an diesem festhalten.¹⁸ So verkörpert etwa Marlies, die beste Freundin von Sandras Mutter, für die Protagonistin die volle Selbstaufgabe. Der Laissez-Faire-Erziehungsstil, dem Sandras Elterngeneration nachgeht, führt für Marlies so weit, dass ihre Kinder alles einnehmen (Stelling 2021, S. 64). Paradigmatisch dafür steht das eigene Zimmer, das sich Marlies als Rückzugsort im Keller schafft und das nach und nach von den Kindern eingenommen wird, bis es zu deren Spielzimmer wird, da Marlies ihnen keine Grenzen setzt. Diese mütterliche Selbstaufgabe führt in weiterer Folge zum kompletten Verlust des eigenen Selbst für Marlies und zur Einweisung in die Psychiatrie (ebd., S. 213ff). Die Aussichten für das mögliche Erreichen einer gewissen Autonomie als Mutter sieht Sandra in Hinblick auf dieses Schicksal pessimistisch. Sie erinnert sich an den zynischen Kommentar ihrer Mutter, als Marlies in die Psychiatrie eingewiesen wird: „‘Es ist so weit‘, sagte sie, als Marlies in die Klinik kam. ‚Jetzt hat sie ihr eigenes Zimmer‘“ (ebd., S. 218).

Virginia Woolfs (2004, S. 4) berühmter Satz: „[A] woman must have money and a room of her own if she is to write fiction“ wird bereits lange nicht mehr nur mit Frauen und Autorschaft in Verbindung gebracht. Das Oxford Dictionary (zit. in Sheikh 2018, S. 20) definiert die Phrase „a room of one’s own“ basierend auf Woolfs Text als einen eigenen Raum, der als ein Symbol der Autonomie und Unabhängigkeit fungiert. Sheheryar B. Sheikh (2018, S. 20) weist außerdem auf die Vielschichtigkeit des englischen Wortes „room“ hin,

¹⁸ Sandras Mann Hendrik etwa interessiert sich nicht für das Leben der anderen: „Hendrik ist ein großer Verfechter der ‚Jeder muss sich selbst helfen‘-Theorie. Er findet es befremdlich, wie viele Gedanken ich mir um meine Freundinnen und die Bekannten und die Nachbarinnen und die Kitamütter und die Kaiser’s-Kassiererinnen mache“ (Stelling 2021, S. 16).

dass nicht nur als physisch vorhandenes Zimmer, sondern in weiterer Folge als metaphysischer Raum der Entfaltung gelesen werden kann. Marlies Kellerzimmer symbolisiert bei Stelling ebenfalls nicht nur den physischen Raum, der ihr weggenommen wird, sondern in weiterer Folge die Autonomie abseits ihrer Kinder als Individuum zu existieren: „Heute weiß ich, dass das Zimmer für meine Mutter Hoffnung bedeutete: ein eigenes Zimmer für Marlies in der Psychiatrischen Klinik, endlich wurde eine Grenze gezogen, war's mit der allgemeinen Entfaltung auf Kosten von Marlies vorbei“ (Stelling 2021, S. 218). Denn so plädiere Woolf, laut Sheikh (2018), nicht nur für einen eigenen Ort zur Entfaltung und die finanziellen Voraussetzungen für diesen, sondern ebenso für den mentalen Raum, der die Voraussetzung dafür sei, sich überhaupt mit etwas anderem als den häuslichen Pflichten auseinandersetzen zu können. Sheikh (2018, S. 29) vergleicht dies mit der Forderung nach „give me some room“. In der Mutterschaft ist die Voraussetzung dafür die Aufteilung der Mental Load, denn um Freiraum von den eigenen Kindern zu bekommen, muss diese aufgeteilt werden. So ist im Hinblick auf das Muttersein schon die Forderung nach einem physischen Zimmer als Rückzugsort komplex. Die Möglichkeit eines mittlerweile selbstverständlich erscheinenden eigenen Zimmers wird für die meisten Frauen in der Mutterschaft wieder zur Utopie. Genauso bleibt das eigene Zimmer auch für Marlies, deren Gesundheitszustand sich nach Einweisung nicht mehr verbessert, eine Utopie der Befreiung (Stelling 2021, S. 63).

3.3. Selbstzuschreibungen von maternaler Identität in Sheila Hetis *Motherhood* (2018)

Das Thema Autonomie und Identität nimmt bei Heti noch eine prominentere Rolle ein als in Stellings Text. Denn anders als Sandra bewegt sich Hetis namenlose Protagonistin nicht in den konkreten Auswirkungen der Mutterschaft, sondern in einem Zwischenraum von abstrakten Vorstellungen und Überlegungen zum potenziellen Kinderwunsch und einer Entscheidung für ihre Zukunft.

Heti zeigt mit der Darstellung des inneren Konflikts ihrer Protagonistin die Komplexität der Entscheidung für bzw. gegen ein Kind auf. Petra Bueskens weist in *Modern Motherhood and Women's Dual Identities: Rewriting the Sexual Contract* (2018) auf die Zweischneidigkeit moderner Entscheidungsmöglichkeiten hin. So sei die Wahl für oder gegen die Mutterschaft in der westlichen Gesellschaft zwar vermeintlich individuell zu treffen, jedoch bleibe sie in einer neoliberalen, kapitalistischen und patriarchalen

Gesellschaftsform immer mit politischen und sozialen Auswirkungen auf das Individuum verbunden und passiere nie in einem Vakuum (Bueskens 2018, S. 167ff). Der Neoliberalismus fordere eine stetige Produktion neuer Konsument*innen und forciere die Ansicht, das Individuum sei verantwortlich für sein persönliches Schicksal und lebe unbeeinflusst von sozialen Strukturen (Hill 2022, S. 819). Während in *Bodentiefe Fenster* die mangelnde Autonomie für Mütter aufgezeigt wurde, geht Diana Tietjens Meyers (2001, S. 736) sogar so weit zu sagen, dass Autonomie für Frauen in diesem neoliberalen und patriarchalen Spannungsfeld spätestens bei der Entscheidung für oder gegen ein Kind ende: „[T]he conception of choice invoked by advocates of reproductive freedom is lopsided. Seldom, if ever, explicitly mentioned, the option of altogether abstaining is implicitly denied”.

In diesem Spannungsfeld bewegt sich Hetis Protagonistin. Wie schon in Kapitel 2.3 gezeigt, ist die Identität von Hetis Protagonistin stark relational verankert. Die Entscheidung für oder gegen ein Kind wird ihr zwar von ihrem Partner völlig selbst überlassen, der Prozess ist aber, wie oben gezeigt, alles andere als unbeeinflusst von ihrer Umgebung und den zwischenmenschlichen Beziehungen. Der dramaturgische Aufbau des Textes ist in dieser Hinsicht spannend: So beginnt *Motherhood* damit, dass die Protagonistin in Anlehnung an die chinesische Kunst des *I Ching* Fragen stellt und zu deren Beantwortung drei Münzen wirft (Heti 2023, S. 5 -12). Dieses Frage-Antwort-Spiel zieht sich durch den gesamten Text und bietet die Grundlage für die Auseinandersetzung der Protagonistin mit ihrer Lebenssituation und in weiterer Folge mit ihrem Kinderwunsch. Die suggerierte Zufälligkeit der thematisierten Ideen, durch das Werfen der Münzen bildet gemeinsam mit der Einbeziehung von Träumen, Treffen mit Wahrsagerinnen und anderen spirituellen Begegnungen einen Kontrast zu dem rationalen Entscheidungsprozess, den die Protagonistin parallel durchläuft (Currie 2022, S. 118ff). Ebenso schafft diese Befragung der Münzen eine Art katholischen Katechismus, mit der die Ich-Erzählerin ihre Entscheidungsautonomie an eine göttliche Präsenz abzugeben versucht (ebd., S. 119), indem sie wichtige Fragen zunächst an die Münzen stellt:

Should I get pregnant this year?
no
Next Year?
yes. (Heti 2023, S. 130)

Neben dem autofiktionalen Charakter der Münzbefragung¹⁹ ist dieses Frage-Antwort-Spiel zunächst ein Symptom der Unsicherheiten der Protagonistin, unabhängig von äußerlichen Einflüssen eine Entscheidung treffen zu können (Holtz 2023, S. 84f).

Zugleich unterwandert sie diese spirituelle Autorität jedoch und weist auf den unzuverlässigen Charakter der Münzen hin:

Is any of the above true?

no

Is there any use in any of this, if none of it is true?"

no

Even if you said yes, it wouldn't matter. You don't mean anything to me. (Heti 2023, S. 131)

Dennoch wirken die Antworten der Münzen als Werkzeug, um die Reflexionen der Protagonistin anzuregen bzw. in andere Richtungen zu denken und verstärkt für die/den Leser*in den Eindruck der Unmittelbarkeit ihres Entscheidungsprozesses im Schreiben (Reeves 2023, S. 83f). Die Münzen dienen der Beratung, denn die Protagonistin fühlt sich nicht nur von ihrem Partner, sondern auch von ihren Freundinnen allein gelassen.²⁰ Ebenso existiert keine wirkliche Sprache für den Prozess, den sie durchläuft, besonders keine, die ihre Erfahrung nicht als das Fehlen von etwas darstellt. Sie schreibt: „Language doesn't fit around this experience. It is therefore not an experience we can speak of" (Heti 2023, S. 159).

Dieses Nichtvorhandensein der Sprache erschwert der Protagonistin einerseits eine tatsächliche Entscheidung zu treffen, da durch die Unmöglichkeit der Benennung das Gefühl bleibt, stets eine Entscheidung ausständig zu haben (ebd., S. 160f). Andererseits weigert sie sich ihre Identität als die Negation von etwas zu bezeichnen: „[I] don't want 'not a mother' to be part of who I am – for my identity to be the negative of someone else's positive identity" (ebd., S. 157). Heti greift damit eine Thematik auf, die schon Rich (2021, S. 1x) in *Of Woman Born* thematisiert: „Terms like 'barren' or 'childless' have been used to negate any further identity. The term 'nonfather' does not exist in any realm of social categories." Im deutschsprachigen Raum wird der ebenfalls defizitäre Begriff der „Kinderlosigkeit" zwar erst ab ca. 1800 verwendet, schon im Mittelalter wird aber hauptsächlich von „Unfruchtbarkeit" gesprochen und so der damit assoziierten Charakter der Unzulänglichkeit bzw. Unfreiwilligkeit der Elternschaft fokussiert (Toepfer 2020, S. 8). Meyers (2001, S. 763) sieht diese Nichtexistenz eines produktiven Diskurses um freiwillige Kinderlosigkeit als zentrale Ursache für die fehlende Autonomie in der Reproduktionsfrage. Der

¹⁹ In einer „Author's Note“ weist Heti (2023) zu Beginn des Textes darauf hin, dass alle Antworten der Münzen das Resultat eines tatsächlichen Münzwurfs seien.

²⁰ Dies wird in Kapitel 2.3. genauer dargelegt.

Entscheidungsprozess von Frauen werde von diesem Pronatalismus insofern beeinflusst, als dass die Ansicht vorherrsche, Mutterschaft sei die einzig sinnvolle Identität für Frauen. Gleichzeitig werde das Thematisieren von Zweifeln und negativen Gefühlen tabuisiert. Dies führe dazu, dass Frauen in ihrer Selbstwahrnehmung beeinflusst werden und nur schwer eine unvoreingenommene Entscheidung treffen können (ebd., S. 763). Indem eine Gegen-Erfahrung sprachlich nicht existent ist, ist es für Individuen umso schwerer, sich aktiv und bewusst gegen die Mutterschaft zu entscheiden.

Während der Begriff „Nicht-Mutter“ im Deutschen nicht üblich ist, findet sich im Englischen doch immer wieder die Verwendung der Begriffe „non-mother“ oder „non-motherhood“ (Letherby & Williams 1999; Lewis 2020, Rich 2021), welche die enge Verknüpfung der weiblichen Identität mit ihrer Reproduktionsfähigkeit unterstreichen. Sie positionieren Mutterschaft ab einem gewissen Alter als zwangsläufiges Ereignis im Leben einer Frau. Auch in der Sekundärliteratur herrscht Konsens darüber, dass dieses Negieren der Erfahrungen von kinderlosen Frauen aufzeigt, wie sehr Frauen durch ihre Reproduktionsfähigkeit definiert werden - unabhängig davon, ob sie Mütter sind oder nicht (Letherby 2018, S. 246; Meyers 2001, S. 763; Reeves 2023, S. 78).

Heti führt diesen Denkanstoß in *Motherhood* weiter, indem sie eine Form von kollektivem Identitätsbegriff zwischen Müttern und Nicht-Müttern zu finden versucht. Diesen formt sie mit Hilfe einer doppelten Negation: „In fact, I am not *not* a mother“ (Hetı 2023, S.157). Mit dieser doppelten Verneinung widerspricht sie einerseits der Identifikation mit dem Begriff „Nicht-Mutter“ und schafft andererseits eine gemeinsame Identifikationsebene für Mütter, die eben auch nicht *nicht* Mütter sind: „To be *not* is what the mothers can be, and what the women who are not mothers can be. This is the term we can share. In this way, we can be the same“ (Hetı 2023, S. 158). Was auf den ersten Blick verwirrend erscheint, bezeichnet Reeves (2023, S. 78f) als „clearing of the field“ (ebd., S. 78), um mit patriarchalen Identitätszuschreibungen aufzuräumen und eine kollektive Neudefinition zu schaffen. Mit der gemeinsamen Definition, die auf einer Negation der Negation aufbaut, führt Sheila Hetı (2023) die universelle Zuschreibung der Mutterschaft ad absurdum und schafft gleichzeitig einen kollektiven Zugang. Denn um die weibliche Identität abseits eines essentialistischen Mutterschaftskonzepts zu betrachten, müsse erst die Binarität von Mutter und Nicht-Mutter abgeschafft werden, argumentiert Emilie Lewis (2020, S. 127). Hetıs Kritik scheint sich ebenso an Adrienne Richs Kritik in *Of Woman Born* an dieser Reduktion von Frauen auf „negative quantities“ (Rich 2021, S. 256) zu orientieren. Rich (2021, S. 256f) kritisiert

Begriffe wie „nonmother“ oder „widow“ als herabwürdigend, indem sie das Fehlen von Kindern und Männern in die Identitätszuschreibung von Frauen inkludieren würden.

Abseits des rationalen Entscheidungsprozesses stehen neben der Befragung der drei Münzen außerdem spirituelle Begegnungen, Interpretation von Träumen sowie alttestamentarische Vergleiche im Mittelpunkt. Eine zentrale Passage markiert die biblische Erzählung „Jakobs Kampf am Jabbok“, in der Jakob seine Familie über den Fluss Jabbok führt, wobei ihm eine Gestalt erscheint, die er als Engel bzw. Dämon interpretiert und mit der es zum Kampf kommt. Als Jakob den Engel/Dämon auffordert, seinen Namen zu nennen, endet der Kampf mit der Segnung Jakobs durch den Engel und seiner Umbenennung zu Israel (Schmidt 1998, S. 39-43). Zentral ist die Passage deshalb, da *Motherhood* nach der Entscheidung der Protagonistin kinderlos zu bleiben mit den Worten endet: „Then I named this wrestling place Motherhood, for here is where I saw God face-to-face, and yet my life was spared“ (Heti 2023, S. 284).

Im Ursprungstext nennt Jakob den Ort, an dem der Kampf stattfindet, „Peniel“, was aus dem Hebräischen übersetzt etwas ähnliches wie „Angesicht Gottes“ (vgl. Merriam-Webster Dictionary, o.D.) bedeutet, weshalb die Kreatur, mit der Jakob bis zum Morgengrauen bei der Flussüberquerung kämpft, als eine Erscheinung Gottes interpretiert wird (Schmidt 1998, S. 40).

Dieser testamentarische Vergleich verstärkt unter anderem den transformativen Charakter, den der Entscheidungsprozess für die Protagonistin hat (Reeves 2023, S. 76). Denn auch wenn die Protagonistin die endgültige Entscheidung nicht wirklich trifft, sondern diese sich durch das Erreichen ihrer 40er verflüchtigt,²¹ legt der Text einen authentischen Entwicklungsprozess vor, der sich fernab jeglicher Linearität bewegt und schließlich doch zur Selbstermächtigung führt. Nachdem die Entscheidung obsolet wird, wird der Protagonistin selbst bewusst, dass ihre Transformation abgeschlossen ist und sie sich in einer neuen Lebensphase befindet: „When the sun has set, the meal you eat cannot be called breakfast. I’m in the afternoon of my life. The time for children is breakfast“ (Heti 2023, S. 267). Reeves (2023, S. 75f) betont dieses transformative Potenzial des Textes, da er erlaubt, auch die Entscheidung gegen Kinder als wichtiges und kathartisches Ereignis im Leben einer Frau zu betrachten und dazu beiträgt eine Identität abseits pronatalistischer Ideale zu schaffen.

²¹ „I experience biology’s forgetting about me as an immense relief, as a sort of bliss. If you do not have a child, at a certain age you become your own child. You start life all over again, this time with yourself.“ (Heti 2023, S. 267)

Der Vergleich dieser Allegorie mit der Entscheidung der Protagonistin legt den Fokus außerdem so Currie (2022, S. 120), besonders auf die Intensität des Entscheidungsprozesses und nicht – wie in den meisten Auseinandersetzungen – auf die Mutterschaft selbst. Denn Heti (2023) benennt den Entscheidungsprozess selbst als „motherhood“ (ebd., S. 284) und nicht das Ergebnis davon (Currie 2022, S. 120). Diese diskursive Bildung einer nennbaren Identität zeichnet sich als Weg zur Selbstermächtigung der Protagonistin ab. So schließt der Text mit der Benennung ihres innerlichen Konflikts durch ihre Entscheidung. Das Erzählen solcher Gegennarrative legt für Meyers (2001, S. 744) den Grundstein dafür, dass Frauen durchaus informierte und autonome Entscheidungen treffen können: „The autonomous individual is an evolving subject [...] who fashions her self-portrait and shapes her self-narrative through a process of skillful self-discovery, self-definition, and self-direction.“ Hetis Protagonistin widmet sich diesem Prozess und besetzt die Bedeutung von Mutterschaft für sich neu. Sie erweitert das Verständnis davon, indem sie es zu einer universellen Erfahrung, abseits klassischer Assoziationen macht. Genau wie die Benennung „not *not* a mother“ (Heti 2023, S. 157) leistet dies, so Holtz (2023, S. 81), einen wertvollen Beitrag, um den Diskurs, über Mutterschaft zu öffnen, indem sie einen offenen und gleichberechtigten Blick auf den Begriff legt und eine produktive Sprache schafft.

Auch strukturell lässt sich diese Wiederfindung der Autonomie nachzeichnen. So gibt die Protagonisten am Anfang des Textes diese an die Münzen ab. In einer entscheidenden Passage am Ende des Textes träumt die Protagonistin davon, mit der U-Bahn zu fahren (Heti 2023, S. 247-250). Für die Fahrt muss sie drei Münzen an ihre Begleitung mit dem Namen „Tou Charin“ abgeben. Nachdem sie die Münzen abgegeben hat, fühlt die Protagonistin, wie sie sich mit der U-Bahn gegen den Strom von ihren „mother friends“ (ebd., S. 250) wegbewegt. „Tou Charin“ ist, wie sich herausstellt, eine Anlehnung an die Figur des Charon, der in der griechischen Mythologie die Seelen der Verstorbenen über den Styx in den Hades bringt. Gleichzeitig formuliert sich so die Frage nach dem „Warum?“ des Abstiegs in den Hades (ebd., S. 253). Wieder spielt Heti (2023) mit mythologischen Anlehnungen und der Metapher der Flussüberquerung als Aufzeigen ihres durchlebten Transformationsprozesses.

3.4. Institutionelle Einschränkung von Autonomie in Annie Ernauxs *L'événement* (2000)

Wie in Kapitel 2.4. besprochen, wird zu Beginn von *L'événement* der bedrohliche Charakter der Schwangerschaft für die Protagonistin Annie aufgezeigt. Dieser wird besonders durch die Gegenüberstellung von Annies Warten auf das HIV-Testergebnis und der damit wiederkehrenden Erinnerung an die Abtreibung verdeutlicht. Annie verweigert die Identifikation als Mutter. Sie identifiziert sich selbst zu keinem Zeitpunkt als solche, da sie den Embryo nicht als ein zukünftiges Kind wahrnimmt. Die Verweigerung dieser Realität zeigt sich besonders in der verwendeten Sprache ihrer Tagebucheinträge, in denen sie den Embryo meist als „ça“ (Ernaux 2023, S. 21) oder „cette chose-là“ (ebd., S. 21) bezeichnet. Den Begriff „enceinte“ (ebd. S. 21) verwendet sie ebenfalls nur einmal. An anderen Stellen des Textes suggeriert sie, der Embryo sei eine Art Parasit, der sich in ihrem Bauch festgesetzt hat: „[M]ais je ne croyais pas que ‘ça puisse prendre’ à l'intérieur de mon ventre“ (ebd., S. 14). Pascale Sardin (2008, S. 303f) argumentiert, dass sich Ernauxs Beschreibungen im Text vor allem durch diese distanzierte Objektivität kennzeichne und die hyperrealistische Form die Identifikation der/des Leser*in mit der Protagonistin erschwere. So würde auch die distanzierte Beschreibung des Embryos die Identifikation verhindern, indem die Erfahrung zugleich „strangely real and aloof“ (ebd., S. 303) dargestellt würde. Während Sardin (2008) jedoch den Identifikationsprozess der/des Leser*in eingeschränkt sieht, zeigen diese Beschreibungen aber, wie wenig Annie sich selbst als werdende Mutter identifizieren will und kann. Die gewählten Begriffe verdeutlichen den Charakter des ungewollten Eindringlings, den der Embryo für Annie verkörpert und suggerieren, dass dieser kein Teil ihrer Identität ist bzw. werden kann.

Teilweise ist die Sprache, die Annie in ihren Tagebucheinträgen verwendet, sehr euphemistisch. Sie spricht darin den Begriff „Abtreibung“ nicht offen aus, wie etwa folgendes Zitat zeigt:²² „De retour à la cité, dans mon agenda ‚Attendu encore L.B. sous la pluie. Absente. Je suis désespérée. Il faut que cette chose-là parte“ (Ernaux 2023, S. 27). Diese Euphemismen unterstreichen, so Havercroft (zit. in Nevin 2024, S. 85) die Illegalität der Abtreibung und den Zwang der Geheimhaltung, dem die junge Annie ausgesetzt sei. So erschwert die Illegalität nicht nur den Zugang zu Informationen und die Durchführung der Abtreibung, sondern nimmt Betroffenen ebenso die Möglichkeit offen darüber zu sprechen.

²² Weitere Beispiele: „Dans mon journal, j'ai l'impression d'être enceinte avec abstraction“ – „je me touche le ventre, c'est là. [...] Si je laisse faire le temps, en juillet prochain, on sortira un enfant de moi. Mais je ne le sens pas.“ (Ernaux 2023, S. 47) „Demain je retournerai chez la faiseuse d'anges puisqu'elle n'a pas réussi“ (ebd., S. 63)

Ähnlich wie in *Motherhood* steht Annie ebenfalls vor der Schwierigkeit, dass es für ihre Situation keine angemessene Sprache gibt. Diese Lücke in der Sprache benennt Annie auch im Text. Nach einem Arztbesuch bei Dr. N., der ihr Penicillin verschreibt, nachdem sie ihm vermittelt hat, zu allem bereit zu sein, um den Embryo loszuwerden, schreibt sie: „Ni lui ni moi n’avions prononcé le mot avortement une seule fois. C’était une chose qui n’avait pas de place dans le langage” (Ernaux 2023, S. 42). Die Protagonistin in *Motherhood* kritisiert, wie in Kapitel 3.3. besprochen, ebenfalls das Fehlen einer adäquaten Sprache, um ihre Lebensrealität wiedergeben zu können. Während für sie dadurch ihre Entscheidungsautonomie eingeschränkt wird, ist es bei Ernaux vielmehr die Aufarbeitung des traumatischen Erlebnisses, die für Annie damit erschwert wird. Die junge Annie lässt sich zwar nicht von ihrer Entscheidung abzutreiben abbringen, kann das Erlebte aber erst über 30 Jahre später zu Papier bringen und verarbeiten (Bryan 2024, S. 3f). Das Wiederfinden einer eigenen Sprache, prägt daher, so Bryan (2024), die Zeitebene der älteren Erzählerin. Zunächst ist diese Auseinandersetzung der älteren Erzählerin nämlich von Unsicherheiten geprägt und der Angst sich diesem Lebenskapitel erneut zu widmen, da die Erinnerung starke Gefühle auslöst: „Depuis des années, je tourne autour de cet événement de ma vie. Lire dans un roman le récit d'un avortement me plonge dans un saisissement sans images ni pensées comme si les mots se changeaient instantanément en sensation violente“ (Ernaux 2023, S. 16f). Parallel dazu spürt sie aber eine gewisse Verantwortung ihre Erfahrung nicht nur aufzuschreiben, sondern an die Öffentlichkeit zu tragen:

Il y a une semaine que j’ai commencé ce récit, sans aucune certitude de le poursuivre. Je voulais seulement vérifier mon désir d’écrire là-dessus. Un désir qui me traversait continuellement à chaque fois que j’étais en train d’écrire le livre auquel je travaille depuis deux ans. Je résistais sans pouvoir m’empêcher d’y penser. M’y abandonner me semblait effrayant. Mais je me disais aussi que je pourrais mourir sans avoir rien fait de cet événement. S’il y avait une faute, c’était celle-là. (ebd., S. 17)

Die Zeitebene der älteren Erzählerin ist also davon geprägt, sich dem traumatischen Ereignis zu nähern und eine eigene Sprache für das Erlebte zu finden. Runde (2017, S. 4) formuliert die Wichtigkeit von Ernauxs Text daher wie folgt: „Largely then, this narrative, written so many years after its events are said to take place [...] works both to correct the epistemological injustice that continues to push abortion into the realm of abject unspeakability, and as such to carve out a space in literature and in language for abortion narratives.” Eng verbunden mit der Lücke in der Sprache ist die Scham, die damit einhergeht, eine unaussprechliche Erfahrung gemacht zu haben. Auch wenn das obenstehende Zitat zeigt, dass sich Annie keiner Schuld bewusst ist, verbindet sie, so Day (2002, S. 78 – 82), dennoch

Scham mit der Erinnerung an die Abtreibung. Der Versuch, sich dem Erlebten nun literarisch zu widmen, ist ein aktives Anschreiben gegen die soziale Kontrolle, die mit dieser Scham auf Individuen ausgeübt wird. Annie bricht mit dieser Scham auf mehreren Wegen im Text: Wie in Kapitel 2.4. besprochen, setzt die ältere Erzählerin die Erlebnisse ihrer jüngeren Version innerhalb von Parenthesen in einen gesellschaftspolitischen Kontext. Nevin (2024, S. 85) weist außerdem darauf hin, dass sich die ältere Erzählerin unter anderem in den Parenthesen den emotionalen und psychologischen Auswirkungen widmet, indem sie die Schwierigkeit beschreibt sich in den Gefühlszustand ihres jüngeren Ichs zurückzusetzen:

(Ressentir maintenant ce que je pouvais éprouver alors n'est plus possible. C'est seulement en prenant au hasard, dans une file d'attente au supermarché ou à la poste, n'importe quelle femme d'une soixantaine d'années, à l'abord rude et antipathique, en imaginant qu'elle va fourrager dans mon sexe avec un objet inconnu, que je m'approche fugitivement de l'état dans lequel j'ai été plongée pendant une semaine.) (Ernaux 2023, S. 58)

Nevin (2024, S. 85f) argumentiert, dass das Ausklammern von Informationen aus dem Haupttext historisch oft zu der Annahme geführt hätte, dass Einschübe wie diese vernachlässigbar für den Haupttext seien. Die Parenthesen als Stilmittel zu verwenden, hebe nun den vermeintlich minderwertigen Charakter dieser Informationen auf, indem Ernaux diese zwar vom Text ausklammere, die Einschübe aber so umfassend seien, dass man sie nicht vom Text trennen könne. Ernaux führe diese gesellschaftliche Ausgrenzung von gewissen Erfahrungen anhand der Parenthesen ad absurdum, indem sie zentrale Einschübe ausklammere, ohne die der Text unvollständig wäre (Nevin 2024, S. 85f).

Neben den Parenthesen hebt Ernaux auch Ellipsen als Stilmittel hervor. Hier geht es vor allem um deren Abwesenheit. Denn Annie versucht sich in der Bibliothek über Abtreibungen zu informieren und stößt dabei hauptsächlich auf Leerstellen: „Si beaucoup de romans évoquaient un avortement, ils ne fournissaient pas de détails sur la façon dont cela s'était exactement passé. Entre le moment où la fille découvrait enceinte et celui où elle ne l'était plus, il y avait une ellipse” (Ernaux 2023, S. 28). Ernaux bricht radikal mit dieser euphemistischen Sprache, in der Beschreibung der Nacht der Fehlgeburt und füllt die Lücken, die in vielen Abtreibungsnarrativen mit Ellipsen angedeutet werden:

J'ai ressenti une violente envie de chier. J'ai couru aux toilettes, de l'autre côté du couloir, et je me suis accroupie devant la cuvette, face à la porte. Je voyais le carrelage entre mes cuisses. Je poussais de toutes mes forces. Cela a jailli comme une grenade, dans un éclaboussement d'eau qui s'est répandue jusqu'à la porte. J'ai vu un petit baigneur prendre de mon sexe au bout d'un cordon rougeâtre. (ebd., S. 71)

Während andere Abtreibungstexte häufig die konkreten Details der Abtreibung durch Ellipsen andeuten, bricht Ernaux radikal damit, indem sie die plastischen Details dieser Erfahrung wiedergibt (vgl. Flipot Meunier 2024, S. 64; Hornsby & Riggle 2022, S. 80). Jeannie Ludlow (2021, S. 49) weist daraufhin, dass sowohl der Anti-Abtreibungs-Diskurs sowie die Pro-Choice-Debatte von der Abwesenheit des abgetriebenen Embryos geprägt sind. Ludlow (2021, S. 57) argumentiert weiters, dass zur Erreichung authentischer Abtreibungsnarrative die Materialität des abgetriebenen Embryos insofern relevant sei, als dass jene Narrative einerseits die komplette Erfahrung sowie andererseits die volle Ambivalenz der Entscheidung zur Abtreibung verkörpern würden: „[T]hey elevate discomfort in service of destabilization, thereby creating a more inclusive and representative understanding of abortion experiences“ (ebd., S. 57). Genauso scheut Ernaux nicht mehr davor zurück, die Brutalität und die Ambivalenz dieser Erfahrung wiederzugeben, als der tote Embryo zwischen ihren Beinen liegt: „Nous pleurons silencieusement. C’est une scène sans nom, la vie et la mort en même temps. Une scène de sacrifice“ (Ernaux 2023, S. 72). Besonders spiegelt sich diese Ambivalenz auch in der Figur von O. wider, die zu ihrer einzigen Verbündeten wird und sie trotz ihrer konservativ katholischen Ansichten bei der Abtreibung unterstützt und schließlich sogar die Nabelschnur durchtrennt (ebd., S. 71). In der Beschreibung der Nacht der Fehlgeburt ändert Ernaux die Zeitform, in der sie erzählt und verstärkt damit den Eindruck der Unmittelbarkeit für die/den Leser*in. Bryan (2024, S. 8) argumentiert, dass sie damit, die von Sardin (2008) beschriebene Distanz zur/zum Leser*in aufhebt und sie/ihn gemeinsam mit O. zur/zum dritten Verbündeten macht.

Die Ich-Erzählerin vermeidet explizit in der Beschreibung des konkreten Abtreibungserlebnisses die Auslassungen von Details, um ihre persönliche und vollständige Wahrheit wiedergeben zu können - eine Wahrheit, die lange Zeit aus männlicher Perspektive als literarisch minderwertig wahrgenommen wurde und Frauen dazu brachte, beschönigend oder gar nicht über ihre Erfahrungen zu schreiben (Hornsby & Riggle 2022, S. 80). Sie schreibt: „Et si je ne vais pas au bout de la relation de cette expérience, je contribue à obscurcir la réalité des femmes et je me range du côté de la domination masculine de monde“ (Ernaux 2023, S. 41). Die vollständige Wiedergabe ihrer individuellen Erfahrung wird zum Widerstand gegen patriarchale Narrative von Relevanz und Irrelevanz und legt gleichzeitig die Komplexität und Ambivalenz von Abtreibungserfahrungen offen (Flipot Meunier 2024, S. 66). Ernaux setzt sich bewusst der Wiederbelebung der verdrängten Gefühle und Erinnerungen aus, um die passende Sprache für ihre Erinnerung zu finden und die patriarchalen Strukturen durch das Schreiben zu destabilisieren (Hornsby & Riggle 2022, S.

81). So entledigt sich die Erzählerin ihrer Scham und erkämpft sich das Recht, über diese Erfahrung zu schreiben, indem sie das narrative Tabu bricht (ebd., S. 81f).

Ein Teil dieser ambivalenten Erfahrung ist für Annie auch die veränderte Wahrnehmung ihrer Identität. Denn obwohl Annie sich nicht als Mutter definiert, nimmt sie den Abtreibungsprozess durchaus als Form des Gebärens wahr. Nachdem ihr die Sonde eingeführt wird, bringt sie einige Tage später einen toten Embryo zur Welt und verblutet daraufhin selbst beinahe (Ernaux 2023, S. 72ff). Diese traumatische Erfahrung, die geprägt ist von einem dualen Symbolismus zwischen Lebensverweigerung und Leben (McIlvanney 2001, S. 166), löst einen Transformationsprozess in der 23-Jährigen aus, nach welchem sie sich nicht mehr wie ein Kind fühlt. Dies zeigt sich etwa als sie sich an das Zimmer der Engelmacherin zu erinnern versucht. Ihre Erinnerungsversuche werden von dem Gefühl des Geborenwerdens überlagert: „Il me semble que cette femme qui s’active entre mes jambes, qui introduit le spéculum, me fait naître” (Ernaux 2023, S. 60). Vervollständigt ist dieser Prozess nach dem ebenfalls traumatisierenden operativen Eingriff, ohne den sie beinahe gestorben wäre und nach dem sie sich als eine andere Frau wahrnimmt: „Je regarde mes jambes en collant noir allongées au soleil, ce sont celles d’une autre femme“ (Ernaux 2023, S. 82). Vergleicht man Annies Abtreibungserfahrung mit den Geburtserfahrungen, die Malacrida und Boulton (2012) in ihrer Analyse „Women’s Perception of Childbirth ‚Choices‘ - Competing Discourses of Motherhood, Sexuality, and Selflessness” beschreiben, finden sich überraschenderweise nur wenige Unterschiede. Malacrida und Boulton (2012, S. 768f) zeigen in ihrer Analyse Ambivalenzen auf, die jede Art von Geburtserfahrung mit sich bringt. Jene Frauen, die vaginal entbunden hatten, assoziierten die Geburt unter anderem als degradierend und entwürdigend aber ebenso als ermächtigend und emanzipierend. Während die Geburt für die einen das Übergangsritual zur selbstlosen Mutterschaft verkörpert, ist es für die anderen ein maßgeblicher Einschnitt in die Wahrnehmung der eigenen Femininität (ebd., S. 768f). Ebenso ist Annies Abtreibungserfahrung von ambivalenten Gefühlen geprägt: Anstelle eines Kindes hat Annie das Gefühl, sich selbst zur Welt gebracht zu haben. Trotz der anderen Behandlung durch die Krankenschwestern, fühlt sie sich nicht separiert von den frischgebackenen Müttern auf der Station, sondern sogar mit ihnen verbunden (Ernaux 2023, 80f).

Diese Transformation passiert auch im Sinne der eigenen Wahrnehmung in der Geschlechterordnung. Wo sie sich vor der Schwangerschaft körperlich noch nahe zu ihren männlichen Altersgenossen fühlte, hat sie nun das Gefühl, dass sich ihr Körper von dem

eines Mannes stark unterscheidet. Bei der Betrachtung eines Fotos von ihr im Herbst vor der Schwangerschaft reflektiert Annie rückblickend: „À chaque fois que je l'ai regardée, j'ai pensé que c'était ma dernière photo de jeune fille, évoluant dans l'ordre invisible, perpétuellement présent, de la séduction” (Ernaux 2023, S. 37). Diese Wahrnehmung als Frau in einem patriarchalen System verstärkt sich vor allem durch die erniedrigende Erfahrung in der Nacht der Abtreibung, nach der sie ihren Körper nicht mehr nur als ihren eigenen wahrnimmt. Denn durch das erlebte Trauma fühlt sie die Privatsphäre ihres Körpers verloren zu haben: „J'avais une sexe exhibé, écartelé, un ventre raclé, ouvert à l'extérieur. Un corps semblable à celui de ma mère” (Ernaux 2023, S. 77). Zentraler Aspekt dieser Einfügung in die oppressive Ordnung der Geschlechter ist ihre Mutter, die ähnlich wie bei Stelling für sie das Versagen am Patriarchat markiert, worauf im folgenden Kapitel noch konkreter eingegangen wird.

Trotz ihrer gesellschaftspolitischen Einordnung verfehlt Ernaux nicht die Wirkung auf das Individuum aufzuzeigen. Die schreibende Annie erklärt, dass der Horror dieser Behandlung trotz dieser Einordnungen und Wiederholungen sich nie von ihr gelöst hat (Ernaux 2023, S. 76) und dass sie nach wie vor die Welt unterteilt wahrnimmt in: „les médecins des ouvriers et des femmes qui avortent, les dominants des dominés” (ebd., S. 76). Ernaux veranschaulicht in *L'événement* die Komplexität der weiblichen Autonomie. Die Erzählerin schafft sich durch das Wiedergeben des Ereignisses das Recht über ihre Erfahrung unter ihren eigenen Bedingungen zu schreiben und damit ihre vollständige Wahrheit wiederzugeben. Dennoch bleibt die Ambivalenz des Erlebten bestehen. Das Wiedergeben der eigenen Geschichte nimmt dieser nicht den traumatischen Charakter, wie obenstehendes Zitat zeigt. Ernaux ist damit nahe an Meyers (2001) Einordnung der weiblichen Autonomie. So appelliert sie dafür, dass Feminismus die Autonomie von Frauen anerkennen muss, welche sie sich hart erarbeitet haben, ohne dabei außer Acht zu lassen, dass intersektionale Unterdrückungsmechanismus dennoch nach wie vor auf sie wirken (ebd., S. 739).

3.5. Rückkehr zur Unabhängigkeit in Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023)

Mit *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* lässt sich die Analyse der Identitätskonzeption der Protagonistinnen insofern passend abrunden, als dass die Erzählerin am Ende ihrer aktiven Mutterschaft im Sinne der täglichen Care-Arbeit steht. Anders als Sandra, Hetis Protagonistin und Annie steckt sie mitten in der Transformation

hin zu einer Identität, für die das Muttersein nicht mehr der zentralste Aspekt ist. Für Knechts Protagonistin öffnet sich mit dem Auszug ihrer Kinder der Zugang zu einer neuen bzw. die Rückkehr zu einer alten Identität. Um auf Petra Bueskens (2018) Modell der dualen Identität zurückzukommen, ist für die Protagonistin die Zeit gekommen, sich wieder ihrem autonomen Selbst zu widmen und das maternale Ich in den Hintergrund zu stellen (Bueskens 2018, S. 172ff). Bueskens (2018, S. 177) Modell definiert diese beiden Identitätsformen zwar als zugleich vorhanden, sie argumentiert aber, dass eine ausgewogene Balance innerhalb dieser Dualität meist durch die jeweiligen sozialen Anforderungen verhindert wird. So lassen sich die ideale Selbstaufgabe in der Mutterrolle und die ideale Selbstverwirklichung als Individuum in der Realität meist nicht parallel ausleben. Dementsprechend verbringen Mütter die meiste Zeit damit, das individualisierte Selbst hinter die Ansprüche an die Qualität ihrer Care-Arbeit zu stellen (ebd., S. 177). In Anlehnung an Bueskens Modell, welches sich nur am Rande mit dem „Ende“ der aktiven Mutterschaft auseinandersetzt (ebd., S. 177), lässt sich argumentieren, dass sich die Hierarchie dieser beiden Identitäten für Knechts Protagonistin verändert. Sie erlebt eine Rückkehr zu ihrem individualisierten Selbst, da sich die mütterlichen Ansprüche an sie mit dem Auszug der Zwillinge enorm reduzieren und sie wieder ihren eigenen Wünschen nachgehen kann. Dies manifestiert sich vor allem in ihrer Wohnsituation: „Ich würde gerne an einen Ort heimkommen, der so ist, wie ich ihn verlassen habe, aufgeräumt und still. Ich glaube, ich würde gerne alleine wohnen“ (Knecht 2023, S. 21).

Adrienne Rich (2021, S. 19), die sich zur Zeit der Entstehung von *Of Woman Born* in einer ähnlichen Situation befindet, da ihre Kinder volljährig sind, argumentiert, dass das Muttersein keine permanente Identität sei, sondern nur ein Abschnitt im Leben einer Frau. Die Voraussetzung dafür sei einerseits die Kinder loszulassen und andererseits sich eine Identität zu bilden, zu der man zurückkehren könne (ebd., S. 19). So ähnelt Richs Darstellung ihrer Identität dem dualen Modell von Bueskens, auch wenn basierend auf diesem, weniger ein Ende als eine Verschiebung der Priorisierung passiert. Das Zurückkehren zu dieser Identität passiert in *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* sehr prominent in Verbindung mit dem Auszug aus der gemeinsamen Familienwohnung, die ohne Alimente und Fördergelder für die Protagonistin nicht mehr leistbar ist (Knecht 2023, S. 21f).

Obwohl sie sich von der aktiven Mutterschaft wegbewegt und sich gegen soziale Narrative, die ihr eine gewisse Mutterschaftserfahrung vorzuschreiben versuchen, bewusst wehrt, bleibt die Protagonistin nicht gänzlich unbeeinflusst von diesen. Im Zuge des

bevorstehenden Auszugs ihrer beiden Kinder hat sie zunächst Angst, von der Einsamkeit eingeholt zu werden, entlarvt dies aber rasch als Reinfall auf das Empty-Nest-Narrativ, welches vor allem Mütter nach Auszug der Kinder in Depression verfallen sieht:

Wenn die Kinder ausziehen, wird von uns maximaler Schmerz erwartet und heulendes Elend, als habe man uns eine Extremität abgeschnitten oder als seien wir unvermittelt gefeuert worden aus einem geliebten Job. Als seien wir nur noch halb, unserer biologischen Funktionen und damit unseres Lebensinhalts beraubt. (ebd. S. 128)

In der Psychologie wird das Empty-Nest-Phänomen durch den Verlust der Versorger*innenrolle definiert. Hartanto et al. (2024, S. 2-5) argumentieren, dass umso stärker diese Rollenzuschreibung mit der eigenen Identität verankert sei, umso schwerer könne die Umstellung für Eltern sein. Obwohl eine Vielzahl von Faktoren auf die Wahrnehmung dieses Prozesses wirkt, belegen Studien sowohl negative Effekte durch erhöhte Einsamkeit und Rollenverlust sowie positive Effekte durch die Reduktion von Verantwortung und Stress unter westlichen Eltern (ebd., S. 2-5). Durch die Realisation der Protagonistin, dass die Angst vor der Einsamkeit nicht aus intrinsischer Überzeugung, sondern vielmehr aus extrinsischen Ansprüchen entsteht, wandelt sich diese in Vorfreude darauf um, allein zu wohnen. Gleichzeitig verspürt sie Erleichterung darüber, sich nur mehr um sich selbst kümmern zu müssen.²³ So lastet durch die Trennung von ihrem Mann ein doppelter Druck auf ihr, da sie als Alleinerzieherin seit der Scheidung beinahe hundert Prozent der Erwerbs- sowie der Care-Arbeit übernimmt. Das Alleinerziehen beschreibt die Protagonistin rückblickend als Sisyphusarbeit, geprägt von einer Herausforderung nach der anderen, ohne Auffangnetz und ohne die Aussicht auf Erleichterung (Knecht 2023, S. 41f):

Ich dachte, ach, nur ein Hügel, da bin ich schnell drüber, dahinter Erleichterung und Horizont und neues Leben mit überschaubaren Sorgen. Aber da war wieder ein Hügel und dann noch einer, und bis jetzt immer nur Hügel, und vielleicht gibt es so etwas wie Horizont einfach nicht für Frauen wie mich. (ebd., S. 42)

Diese Darstellung ihres Alltags suggeriert, dass die Protagonistin während des Aufwachsens ihrer Kinder nur wenig Zeit in sich selbst bzw. in die Dinge außerhalb der Care-Arbeit investieren kann. So sind alleinerziehende Eltern im Gegensatz zu jenen in einer Partnerschaft noch stärker den negativen ökonomischen Auswirkungen der Mutterschaft und ebenso der zeitintensivsten Belastung ausgesetzt (Bueskens 2018, S. 144).

²³ Dies zeigt sich vor allem als ihre Tochter auszieht und vorerst nur mehr ihr Sohn zu Hause wohnt: „Ich verspüre vor allem Erleichterung, dass ich mich um einen Menschen weniger kümmern muss, weil ich Vertrauen haben kann, dass es Mila ab jetzt ohne mich schafft, und das verschweige ich ihm“ (Knecht 2023, S. 148).

Der Auszug aus der Wohnung, in der die Zwillinge aufgewachsen sind, markiert das Ende dieser Sisyphusarbeit und leitet einen Transformationsprozess in der Identität der Protagonistin ein. Mit der Familienwohnung lässt sie den Ort zurück, an den ihre Mutterschaft gebunden war (Knecht 2023, S. 22) und zieht in die Werkstatt, die sie ursprünglich erworben hatte, um in Ruhe schreiben zu können, anschließend aber aus finanziellen Gründen vermieten musste. Die Werkstatt fungiert als symbolischer und tatsächlicher „Room of One’s Own“, welchen die Protagonistin durch die Mutterschaft aufgeben musste und den sie nun wiederbekommt (ebd., S. 31) und hält ähnlich viel Symbolismus wie in *Bodentiefe Fenster*. Knecht tituliert das Kapitel, indem sie die Werkstatt in den Text einführt, plakativ als „Ein Zimmer für mich allein“ (ebd., S. 31). Diese Analogie des eigenen Zimmers als Zugang zur eigenen Autonomie wird sowohl bei Stelling als auch bei Knecht sehr bildhaft aufgegriffen und manifestiert sich in beiden Texten anhand von tatsächlichen Räumen. Nicht nur in den Romanen, auch in der Sekundärliteratur der Motherhood Studies wird Virginia Woolf’s Metapher des eigenen Zimmers sehr bildlich übernommen (O’Reilly 2004; Rich 1976). Dies lässt sich, wie schon bei Stelling angesprochen, wohl darauf zurückführen, dass für Mütter erst eine reale, räumliche Abgrenzung zu den Kindern auch eine psychische Abgrenzung ermöglicht. Bueskens (2018, S. 10) argumentiert, dass diese räumliche Trennung für Mütter unabdingbar sei, um das individuelle Ich zu fördern. Sie geht so weit zu sagen, dass dabei aber nicht nur ein Raum, sondern ein tatsächlicher Ort außerhalb des Zuhauses wichtig sei (ebd., S. 10). Dass diese simple Idee einer räumlichen Abgrenzung in der Umsetzung schwieriger ist als es scheint, zeigt sowohl das Beispiel von Marlies in *Bodentiefe Fenster*, deren Zimmer im Keller nach und nach von den Kindern eingenommen wird (Stelling 2021, S. 64). Für die Protagonistin in *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023) äußert sich die Schwierigkeit als ihre Kinder noch klein sind unter anderem in ihrer freiberuflichen Tätigkeit als Schriftstellerin und dem Versuch, mit Kopfhörern vom Küchentisch aus zu schreiben, während die Zwillinge im gleichen Zimmer spielen:

Davor schrieb ich mit großen Kopfhörern auf den Ohren, die das Familienleben, das um mich herum ablief, zu einem Stummfilm machten, bei dem ich nicht im Publikum saß, sondern Teil der Besetzung war, ein lebendes, atmendes Requisit, das versuchte, sich unsichtbar zu machen. Spielende, rennende, laufende, lachende Kinder um mich herum, ein Mann, der manchmal ins Bild kam und dessen Körpersprache mir zu verstehen gab, dass meine aktuelle Tätigkeit nicht gebilligt wurde. (Knecht 2023, S. 32)

Diese Beispiele zeigen unmittelbar die Realität von Bueskens (2018) Theorie und wie das Muttersein ohne weitere externe Strukturen zwangsläufig die individuelle Verwirklichung korrumpiert. Dass die räumliche Abgrenzung auch nicht automatisch mit einer mentalen

Abgrenzung einhergeht, zeigt Sandras Beispiel in *Bodentiefe Fenster*, die sich trotz dieser Trennung nur schwer mental von ihrer Mutterrolle abgrenzen kann.²⁴

Das Ende dieses Transformationsprozesses und die Wiedererlangung eines autonomen Ich-Gefühls manifestieren sich interessanterweise wie in *Motherhood* in Form eines Traums am Ende des Texts. Für Knechts Protagonistin ist es das Gefühl, plötzlich eine neue Perspektive für die Zukunft zu haben, die sich abseits der alltäglichen Probleme des Mutterseins entfalten kann (ebd., S. 42). In *Motherhood* gibt die Protagonistin ihre drei Münzen, die als Entscheidungshilfe fungieren, in dem Traum am Ende des Textes ab (Heti 2023, S. 250). In *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* rekonstruiert die Protagonistin ebenfalls am Ende des Textes einen Traum, den sie nach dem Auszug der Zwillinge hat. Sie findet sich in einem engen Raum wieder, der sich als Aufzug entpuppt und sie über das Dach hinaus nach oben transportiert, bis sie den „kitschig pink-blauen Horizont“ (Knecht 2023, S. 233) erkennen kann (ebd., S. 233f). Denn das Bild des Horizonts, der von unzähligen Hügeln verdeckt wird, begleitet die Protagonistin durch ihre Mutterschaft, da sie das Alleinerzieherinnen-Dasein als einen Weg voller Hügel beschreibt, die nie zu enden scheinen (ebd., S. 41f). Durch den Auszug der Kinder fällt ein Druck von ihr, den sie mit dem Verlassen dieser Hügellandschaft und dem Wiedererkennen eines Horizonts beschreibt:

Und irgendwie spüre ich diesen Horizont jetzt auch in mir, zwischen meinen Wänden im ersten Stock, in all dem Holz, das mich umgibt, in den Bäumen vor dem Fenster. [...] Er überstrahlt die Sorgen und Ängste, die ich nicht mehr habe, und er leuchtet im Lächeln meiner Zwillinge auf einem Foto, das ich heute auf einen Streifen weiße Wand gehängt hab. (ebd., S. 234)

Gleichzeitig verkörpert die Werkstatt, in der sie nun allein ohne ihre Kinder wohnt, diese Freiheit für sie und wird zum autonomen Zimmer abseits ihrer Mutterpflichten.

Knechts Protagonistin bewegt sich letztlich weit abseits ihrer ursprünglichen Angst davor, eine traurige Empty-Nesterin zu werden. Die Diskrepanz zwischen sozialer Erwartung und der Wirklichkeit, irritiert aber vor allem die Kinder, weshalb sich die Protagonistin ihnen gegenüber zu einer gewissen Performativität verpflichtet: „Ich rufe Mila einen Gruß zu, ich tue so, als würde ich mich freuen, sie und später Max zu sehen, wie es sich für eine heimkehrende Mutter gehört“ (Knecht 2023, S. 21). Obwohl sie ihre Kinder gerne um sich hat, überwiegt die Freude über den neuen Lebensabschnitt (ebd., S. 21). Dementsprechend steht auch der Auszug der Kinder in Kontrast zu den oben formulierten Erwartungen an dieses Ereignis. Ohne große Sentimentalität beschreibt die Protagonistin die schon halb

²⁴ Siehe Kapitel 3.2.

vergessene Erinnerung daran, als Mila sich nach Ende des Umzugs aus der Wohnung verabschiedet: „Ja, traurig irgendwie, aber auch okay“ (ebd., S. 145).

Dennoch kann die Protagonistin sich nicht vollständig gegen die Schuldgefühle wehren, nicht die sozialen Erwartungen an eine angehende Empty-Nesterin zu erfüllen und damit ihren Kindern das Gefühl zu geben, sie nicht genug zu lieben. Dies manifestiert sich unter anderem in der Gestaltung ihres neuen eigenen Raums, den die Kinder als zu langweilig und unpersönlich empfinden, den die Protagonistin aber in seiner Schlichtheit genießt (ebd., S. 231f): „‘Früher war alles bunt bei uns‘, sagt Max. ‚Ja, früher wohnte ich auch in einer Kinderwohnung‘, sage ich jetzt. ‚Jetzt darf ich endlich leben wie eine Erwachsene.‘“ (ebd., S. 232) Die sichtliche Enttäuschung der Zwillinge, dass ihre Mutter keine Bilder von ihnen aufgestellt hat, bewegt sie schließlich doch dazu eines aufzuhängen (ebd., S. 234). Denn das Zurückstellen der maternalen Identität bedeutet für die Protagonistin nicht, dass sie damit aufhört, Mutter zu sein. Die Dualität der Identität bleibt bestehen, während sich doch die Gewichtung verändern kann. Auch wenn die Protagonistin im Alltag nun sich selbst priorisieren kann, ändert sich diese Priorisierung wieder, sobald die Zwillinge in ihrer Wohnung zu Besuch sind. Trotz ihrer Erleichterung und Freude darüber, endlich allein zu leben, bleibt die Mutter-Kind-Beziehung in ihrem Kern erhalten. So stellen die Kinder nach wie vor Ansprüche in der Wohnung der Mutter, die sie ihnen trotz anfänglicher Ablehnung erfüllt:

Manchmal liegt auch Max auf meinem Sofa [...]. Er regt sich höchstens darüber auf, dass er sich nicht auf das konzentrieren kann, was in seinem Handy gerade läuft, weil mein Radio zu laut ist.

‘Das ist mein Radio! Meine Wohnung! Du bist hier Gast!’

‘Ja, und ich bin dein Kind, und du liebst mich, und du willst doch, dass ich gerne bei dir bin’, sagt Max grinsend, aber ich habe das Radio ohnehin längst abgedreht. (ebd., S. 200)

Für die Protagonistin haben die Bedürfnisse der Kinder nach wie vor Priorität über ihre eigenen. Dadurch, dass sie nicht mehr denselben Alltag führen, wird diese Priorisierung aber leichter, da sie nicht mehr andauernd passiert: „Das Zimmer, das mir allein gehört, ist nicht mehr meins, wenn Mila und Max auf dem Sofa liegen, das wegen ihnen so groß ist; mit ihren Handys und dem Hund, und genauso will ich es“ (ebd., S. 200). Knecht zeigt in *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* zwar einerseits die Wichtigkeit eines Rückzugortes und die damit verbundene Rückkehr zur eigenen Identität für Mütter auf. Andererseits veranschaulicht sie anhand ihrer Protagonistin aber ebenfalls, dass die Mutterrolle nicht einfach mit dem Erwachsenwerden der Kinder endet. Die Idee des eigenen Zimmers existiert für die Protagonistin auch nach der Volljährigkeit ihrer Zwillinge nur so

lange, bis die Kinder in diesem auftauchen. Die Protagonistin stört diese unvollständige Wiedererlangung der eigenen Autonomie jedoch nicht und kann diese temporäre Aufgabe ihrer Autonomie beim Besuch der Kinder mit Ironie betrachten: „Ein Zimmer für mich allein, haha. Aber vielleicht setze ich einfach wieder Kopfhörer auf, so wie früher“ (ebd., S. 200).

4. Mutter-Tochter-Dynamiken

4.1. Überblick zur Theorie

Wie eingangs dargelegt, liegt der Fokus der vorliegenden Masterarbeit auf matrifokalen Texten und nicht auf Tochter-zentrierten Retrospektiven zum Leben der eigenen Mutter. Dennoch ist die Beziehung der Protagonistinnen zu ihren eigenen Müttern ein prominenter Bestandteil der vier Texte, der das Verständnis von Mutterschaft und Weiblichkeit der Protagonistinnen prägt, wie die folgende Analyse zeigt.

Literaturgeschichtlich zeichnet sich die Mutterfigur meist entweder durch Abwesenheit oder eine stereotypische Darstellung aus (Podnieks & O'Reilly 2010, S. 5). Teil dieser Darstellungen ist häufig eine negative Beziehung zwischen Mutter und Tochter, die meist in der Abwendung der Tochter von der Mutter gipfelt. Die amerikanische Lyrikerin Lynn Sukenick bringt den Begriff „matrophobia“ erstmals im Jahr 1972 auf (O'Brien Hallstein 2007, S. 270) und bezeichnet damit die Angst davor, zur eigenen Mutter zu werden (Rich 2021, S. 240). Adrienne Rich (2021, S. 240) greift in *Of Woman Born* Sukenicks Begriff auf. Sie sieht den Ursprung der Matrophobie in der Frustration der Tochter darüber, dass die Mutter nicht aus jenen patriarchalen Strukturen ausgebrochen ist, durch welche sie als Frau und Mutter zum Opfer degradiert wird. Im Erwachsenwerden wird die Tochter nun mit den gleichen patriarchalen Erwartungen konfrontiert und erkennt das Versagen der Mutter, sich nicht von diesen Zwängen befreit zu haben. Deshalb nimmt sie die Mutter als unfreie Frau bzw. als Opfer innerhalb des Patriarchats wahr. So repräsentiert die Mutter, was die Tochter abzulehnen versucht. Um die eigene Identität zu formen und sich selbst zu „befreien“, versucht die Tochter nun den Bruch von der Mutter zu vollziehen (Rich 2021, S. 240ff).

Dieses stark vereinfachte Motiv einer komplexen Beziehung taucht etwa in der deutschen Literatur immer wieder auf. In den wenigen Texten des deutschen Mittelalters, in denen eine Mutter-Tochter-Beziehung existiert, fungiert die Mutterfigur hauptsächlich als Instrument des Patriarchats. Ann Marie Rasmussen (1993, S. 7-33) beschreibt die Mutterfigur in ihrer Analyse von Texten wie Gottfried von Straßburgs *Tristan und Isolde* (um 1210) hauptsächlich als Erzieherin der Tochter zur „sexuellen Mündigkeit und Ehereife“ (Rasmussen 1993, S. 7) der Tochter. So wird die Mutter zu einer instrumentalisierten Figur, welche die Tochter in ihre untergeordnete Rolle als Frau einführt. Durch diese Mutter-Tochter-Dynamik wird in den Texten fast immer die „Erhaltung eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses“ (ebd., S. 15) bewirkt. Alison Fell (2003, S. 16) erkennt eine ähnliche Darstellung der Mutter-Tochter-Beziehung außerhalb der Literatur in theoretischen

Texten französischer Feministinnen der 1970er-Jahre: „[T]he mother is presented as an all-powerful figure, whose compliance with patriarchal power systems and overarching influence on the development of the child makes her guilty of perpetuating patriarchal myths about female identity.“ Eine ähnliche Kritik äußert Lynn O’Brien Hallstein (2007) in ihrer Analyse von amerikanischen, feministischen Texten der 2000er-Jahre. Sie verortet in der Auseinandersetzung eine „lingering matrophobia within feminism“ (ebd., S. 293), die sich vor allem in der subtilen Erhaltung von binären Gegensätzen und Idealtypen innerhalb weißer Feminismen widerspiegle. So argumentiert O’Brien Hallstein (2007, S. 291), dass sich selbst in der theoretischen Auseinandersetzung mit Mutterschaftskonzepten die Kritik gegen bestimmte Auslegungen von Mutterschaft und damit gegen die Mütter selbst, anstelle des patriarchalen Systems richte.

In den von Rasmussen (1993, S. 15 – 19) analysierten Texten des deutschen Mittelalters steht die Mutter selten bis gar nicht für Emanzipation, während der Tochter in gewissen Texten zumindest die Möglichkeit gegeben wird sich von der Mutter zu „emanzipieren“, indem sie sich etwa für einen anderen Liebhaber als den von der Mutter vorgesehenen, entscheidet. Der Bruch von der Mutter wird hier, ebenso wie in zahlreichen feministischen Theorietexten, als essenziell für die Ausprägung der eigenen Identität betrachtet (Chodorow 1999, S. 82f). Schon Freuds Theorie des Ödipus-Komplexes sieht die Beziehung zur Mutter bzw. die Abspaltung von dieser als prägenden Faktor in der frühkindlichen Persönlichkeitsentwicklung (Saber 2024, 212f).

Mittlerweile hat sich diese Ansicht in der psychoanalytischen Theorie (Jacobs 2007) wie auch in der Literatur zum Teil weiterentwickelt. Bereits Rich (2021, S. 243) bezeichnet die Abwendung von der Mutter und die damit einhergehende Matrophobie als „the essential female tragedy“. Sie argumentiert, dass das Zurückfinden zur eigenen Mutter wichtig für die Emanzipation und die Ermächtigung von Frauen sei. Denn die Trennung von der Mutter als eine Notwendigkeit für die weibliche Identitätsfindung sei ein Mythos des Patriarchats, der aufgebrochen werden müsse (Rich 2021, S. 261-263). Besonders in der Literatur von Women of Colour bietet die matrilineare Aufarbeitung, laut Podnieks und O’Reilly (2010, S. 10), eine wertvolle Grundlage zur Auseinandersetzung mit der eigenen Identität in Abhängigkeit zu intersektionalen Unterdrückungsmechanismen. Die Hinwendung zur Geschichte der Mutter oder Großmutter sei für Women of Color oft ein wichtiger Schritt zur Emanzipation, während bei weißen Frauen viel häufiger die Distanzierung zur Mutter vollzogen werde. Basierend auf Richs Auseinandersetzung mit der Mutter-Tochter-

Beziehung argumentiert Andrea O'Reilly (2004, S. 162-165), dass die Abwendung der Tochter von der Mutter ein Resultat von patriarchalen Zuschreibungen ist und dass die Rückfindung zur Mutter ein Schritt hin zu einer emanzipierten Mutterschaft sein kann.

Doch obwohl besonders in den Motherhood Studies und feministischen Theorietexten Freuds Ödipuskomplex als misogyn und heteronormativ kritisiert wird, bleibt die Idee der Abspaltung von der Mutter lange erhalten (O'Brien Hallstein 2007). Auch in der Analyse der folgenden Texte wird deutlich, dass die Beziehung zur Mutter in der Identifikation mit der eigenen Mutterrolle eine zentrale Rolle spielt und dabei zwischen Rückfindung und radikaler Abwendung oszilliert.

In der Literatur findet die Komplexität von Mutter-Tochter-Beziehungen immer mehr Platz. Jo Malin (2000) etwa argumentiert eine enge Verknüpfung von Mutter und Tochter in weiblichen Autobiografien. Basierend auf Lejeunes „Autobiografischem Pakt“ und Mikhail Bakhtins Theorie der „Dialogizität“ benennt sie die narrative Einbettung der mütterlichen Biografie innerhalb der Autobiografie der Tochter als intertextuellen Dialog. Die Einbettung der Biografie der Mutter führe zu einer textlichen Beziehung zwischen den Narrativen und stelle sie in einen Dialog zueinander (Malin 2000, S. 2-11). Dieser Dialog äußere sich meist nicht im klassischen Sinne des gesprochenen Wortes, sondern vielmehr im inneren Monolog: „The daughter/writer's word or utterance is formulated with constant regard to her mother's word“ (ebd., S. 11). Obwohl es sich bei den ausgewählten Texten nicht um rein autobiographische Texte, sondern um autofiktionale bzw. autosoziobiographische Texte handelt, findet sich in allen vier Texten eine Einbettung der mütterlichen Biographie in die eigene Erzählung, die in engem Zusammenhang mit der eigenen Mutterrolle steht.

4.2. Doppelungen mit der Mutter in Anke Stellings *Bodentiefe Fenster* (2016)

Sandras verstorbene Mutter gehört zur Generation der 68er-Bewegung, weshalb Sandras Kindheit aus selbstverwalteten Kinderläden, Laissez-Faire-Pädagogik und kindgerechten Parolen über den Ausbruch aus dem System besteht (Stelling 2021, S. 21-28): „‘All die Märchen, die man uns verspricht / das sind unsere Träume nicht. / Diese Welt ist veränderbar / das ist unser Traum, und der ist wahr!‘ Volker Ludwig, ‚Nashörner schießen nicht‘ 1975. Hatte ich auf Schallplatte. Habe ich ungefähr tausendmal gehört“ (ebd., S.19). Diese Lieder, die den Kindern im „Gripstheater“ (ebd., S. 21) Zivilcourage und Mut zum Anderssein

näherbringen sollten, geistern ihr nun als Erwachsene als Reste einer gescheiterten Utopie im Kopf herum: „Ich werde das nicht mehr los. Ich bin eine Botschafterin der Hoffnung, der Freude, der Gerechtigkeit, der Liebe, des Friedens, des Gripses und der Beharrlichkeit. Wenn ich mich nur genug anstrenge, dann – “ (ebd., S. 20). Obwohl die Überzeugung die Welt verändern zu können, tief in ihre verankert ist, meint Sandra, da sie nun selbst Mutter ist, zu erkennen, dass trotz dieser Parolen der vermeintliche Ausbruch aus den patriarchalen Strukturen in der Generation ihrer Eltern nie wirklich passiert ist und auch in ihrer Generation nicht mehr passieren wird:

Die unangenehme Einsicht, dass unsere Welt ganz genauso ist wie vor dreißig Jahren die unserer Mütter oder vor sechzig Jahren die unserer Großmütter; dass sie sich nicht verändert hat und sich auch niemals ändern wird; dass wir es trotz unserer freien Entfaltung kein bisschen besser machen und keinen Schritt weiter sind.

„My Mother / My Self“

Hab‘ ich übrigens nie gelesen. (Stelling 2021, S. 68f)

Die Ernüchterung über diese Realisation formuliert sie als „Abschiedsschmerz, Abschied von der Ideologie meiner Kindheit“ (ebd., S. 68). Obwohl sie aber diesen Abschied von den utopischen Ideologien einer solidarischen Gemeinschaft beschreibt, ist es ihr nicht möglich, diesem mit Akzeptanz zu begegnen. Denn Sandras Ernüchterung manifestiert sich hauptsächlich in Wut auf ihre Mutter und deren Freundinnen, die für sie exemplarisch für dieses Versagen stehen, eine wahre Veränderung zu ermöglichen (ebd., S. 68). Der Verweis auf Nancy Fridays Text *My Mother/ My Self*, der 1977, ein Jahr nach *Of Woman Born* (1976), erschienen ist und dessen Titel in Sandras Kopf ständig wiederhallt, leitet das Motiv der Matrophobie schon zu Beginn des Textes ein: „‘My Mother / My Self‘ – in schöner Regelmäßigkeit wiederholt sich alles, und für mich ist, genau wie für meine Mutter, die Rolle der Freundin vorgesehen, der stets vergeblich warnende Freundin [...]“ Alison Fell (2003, S. 16) etwa beschreibt Fridays Text als paradigmatisch für feministische, autobiografische Texte, die den Hass auf die Mutter als notwendig für die weibliche Selbstbestimmtheit positionieren.

Anstatt aber bloß Angst davor zu haben, zu werden wie die Mutter, nimmt Sandra sich bereits als Doppelung dieser wahr. Denn Marlies, die beste Freundin der Mutter, wird aufgrund einer manischen Depression in die Psychiatrie eingewiesen, nachdem sich Sandras Mutter aus Selbstschutz von der Freundschaft distanziert, um nicht mehr mit ansehen zu müssen, wie Marlies ihre Selbstständigkeit und ihre Gesundheit für die Familie aufopfert (Stelling 2021, S. 61-67). Jahre später findet sich Sandra in einer ähnlichen Situation wieder, da ihre Studienfreundin Isa in einer toxischen Beziehung mit einem Mann lebt, der sich weigert, sich um die eigenen Kinder zu kümmern (ebd., S. 7-12).

Für Sandra bedeutet diese Doppelung, dass sie, wie ihre Mutter, unweigerlich dabei scheitern wird, ihrer Freundin zu helfen. So führt Stelling sie schon zu Beginn des Romans in Verbindung mit ihren Versäumnissen in den Text ein und zieht eine Parallele zwischen ihrer und Sandras Passivität: „Ich bin wie meine Mutter. Ich sitze hier und heule, weil ich meine Freundin nicht retten kann“ (Stelling 2021, S. 7). Denn obwohl Sandras Kindheit zwar geprägt war von dem Willen zur Veränderung und den feministischen Überzeugungen ihrer Mutter, scheiterte es an der gelebten Vorbildrolle: „Uns Kindern brachten sie bei, wie man sich wehren sollte, wie man greifen sollte nach der Freiheit und dem selbstbestimmten Leben, aber für sie galt das seltsamerweise nicht“ (Stelling 2021, S. 62). Als Erwachsene, die auf das Leben ihrer verstorbenen Mutter zurückblickt, erkennt sie, dass trotz der theoretischen Auseinandersetzung mit alternativen Lebenskonzepten, ihre Mutter nie eine wirklich emanzipierte Mutterschaft lebte.

Sandras Reflexionen darüber, genauso passiv wie ihre Mutter zu sein, ändern nichts daran, dass sie in dieser passiven Cassandra-Rolle festzustecken scheint. Statt tatsächlich aus dem Konjunktiv auszubrechen, rechtfertigt sie ihre Passivität damit, dass ihre Handlungen nichts bewirken könnten, da schon ihre Mutter an einer Veränderung gescheitert sei (Stelling 2021, 66ff). Genauso lehnt sie nun die Parolen der Kindheit, die eine offene Kommunikation propagieren und denen Sandra eigentlich zu folgen versucht, ab. Denn obwohl Sandras Mutter an den Folgen einer Krebserkrankung gestorben ist, stellt die Protagonistin ihren Tod sowie Marlies Zusammenbruch als Folge ihres gescheiterten Ausbruchs aus den patriarchalen Zwängen dar und zeigt gleichzeitig auf, wie sie sich selbst in die gleiche Utopie verstrickt hat, indem sie die Werte ihrer Erziehung weiterführen wollte (ebd., S. 101): „Das ist nicht unser Traum, es ist der Traum unserer Mütter, und die sind tot oder in der Klapsmühle, die denken immer noch, dass es sinnvoll sei, mit den Kindern zu diskutieren, wo sie doch allesamt sterben davon“ (Stelling 2021, S. 101).

Das Motiv der Matrophobie äußert sich in dieser negativen Wahrnehmung von ihrer Mutter sowie von ihrer Umgebung. Einerseits ist Sandra geprägt durch die Erziehung ihrer Mutter und hat gelernt soziale Ungerechtigkeiten als strukturell anzuerkennen. Andererseits hinterfragt sie alles, was sie von ihrer Mutter gelernt hat, da diese es nicht schaffte, ihre Werte in die Realität umzusetzen. Diese Diskrepanz zeigt sich in ihrer Wahrnehmung von Mutterschaft:

Meine Mutter ist tot, und Marlies steht seit zwanzig Jahren unter Psychopharmaka. Ich kann nicht glauben, dass das Zufall ist. Das hat System, man will mir den Zugriff verwehren, die Sicht verstellen. So wie man schon damals, vor dreißig Jahren, dafür gesorgt hat, dass Marlies nicht

aus ihrem Puppenheim rauskam, aus ihrem Wunschkindergarten, ihrer mit schwarzem noraplan ausgelegten Architektenküche. (Stelling 2021, S. 64)

Die Passage suggeriert, dass Sandra bewusst ist, dass das Versagen ihrer Mutter und Marlies aus der traditionellen Mutterrolle nicht nur individuelle Gründe hat. So suggeriert die Anspielung auf Ibsens *Nora oder Ein Puppenheim* (1879) eine lange Tradition an unterdrückten Frauen bzw. Müttern. Ebenso spricht sie davon, dass „man [...] dafür gesorgt hat“ (Stelling 2021, S. 64) diese Ausbrüche zu verhindern und definiert dieses „man“ als „[d]er Anstand“ (ebd., S. 65) und „[d]ie Angst“ (ebd., S. 65). Sandra weiß um die Auswirkungen gesellschaftlicher und kultureller Skripten, da sie diese, wie in Kapitel 2.2. dargelegt, auch selbst spürt.

Dennoch sind ihre Überzeugungen mit denen ihrer Mutter nicht immer deckungsgleich. Diese Diskrepanz zeigt sich etwa in ihrer Meinung zum Tod ihrer Tante Irene, die erweiterten Suizid begeht und ihre Töchter und sich selbst tötet. Während ihre Mutter hinter dieser Tragödie die Auswirkungen systematischer Strukturen argumentiert, hinterfragt Sandra diese Pauschalisierung:

Heute müsste ich sie fragen, ob sie wirklich glaubte, dass die gesellschaftlichen Normen Tante Irene gezwungen hätten, Onkel Hartmut zu heiraten, Kinder zu kriegen und sie auch auf jeden Fall mit in den Tod zu nehmen, weil ein Vater laut damaliger Auffassung nicht geeignet war, Kinder großzuziehen, ganz egal, ob er freundlich oder gewalttätig war.
Ich glaube nicht, dass das stimmt und meine Mutter das wirklich dachte. (ebd., S. 162)

Stattdessen fragt sich Sandra, ob ihre Mutter ihren Töchtern damit veranschaulichen wollte, wie sehr sich die Zeiten durch die feministische Bewegung verändert haben und hinterfragt gleichzeitig, wie groß diese Veränderungen tatsächlich seien (ebd., S. 163). Obwohl Sandra sich sicher ist, dass im Falle ihres Todes die Kinder bei Hendrik gut aufgehoben seien, zweifelt sie am tatsächlich erreichten, emanzipatorischen Fortschritt (Stelling 2021, S. 161ff).

Trotz der Erkenntnis einer systematischen Unterdrückung von Frauen in der Mutterschaft, scheint Sandra primär die individuelle Verantwortung ihrer Mutter anzuerkennen. Ähnlich wie O'Brien Hallstein (2007) argumentiert, liegt auch in Sandras Feminismus eine unterbewusste Matrophobie. Sandras Ärger richtet sich zwar bis zu einem gewissen Maß gegen das Patriarchat, doch die Hauptverantwortung an ihrem und an Marlies' Scheitern sieht sie bei ihrer Mutter.²⁵ Sandra erkennt sich selbst nun als Spiegelbild ihrer Mutter, doch

²⁵ „Ich bin wie meine Mutter. Wie Marlies. Ich bilde mir ein, dass allein der Gedanke, in Wirklichkeit ganz anders zu sein, schon reichen würde, aber das stimmt nicht, es besteht ein Zusammenhang zwischen der Existenz und dem existenziell Bedrohlichen, ein Ausbruch ohne Verlust von Sicherheit ist keiner, stattdessen

trotz ihrer reflektierten feministischen Überzeugungen und dem Bewusstsein eines strukturellen Problems kommt sie nicht umhin, dennoch ihrer Mutter konkret die Schuld an ihrem Scheitern zuzuschreiben.

Da Sandra mit zunehmenden Burn-Out-Symptomen immer mehr in den Strudel ihrer negativen Gedanken gezogen wird, intensiviert sich auch die Ablehnung ihres Umfelds immer mehr. Schließlich richtet sich Sandras Matrophobie sogar nicht mehr nur gegen ihre Mutter, sondern gegen alle Mütter um sie herum. Sie entfernt sich immer mehr von den Frauen in ihrer Umgebung, da sie alle einerseits eine Form des Scheiterns für sie widerspiegeln und sie es andererseits nicht erträgt, ihnen nicht helfen zu können. So manifestiert sich Sandras Wut interessanterweise hauptsächlich in der Ablehnung der anderen Mütter:

Ich will nicht, dass sie denken, ich sei so eine, die sich nicht gegen ihren Dreijährigen behaupten kann, eine, die alles mit ihm diskutiert [...] aus Angst, dass er sonst [...] in seiner freien Entfaltung behindert wird. Ich weiß gar nicht, ob die Erzieherinnen das denken, aber ich weiß, dass ich das denke und solche Angstmütter nicht mehr ertragen kann; sie umzingeln mich und machen mich wahnsinnig [...] (Stelling 2021, S. 101)

Sandra nimmt die anderen Mütter in ihrer Umgebung als ihre Gegnerinnen wahr, anstatt eine mögliche Solidarisierung zuzulassen. So verwebt sie sich immer mehr in eine Doppelmoral und kritisiert in ihrem inneren Monolog alle Mütter in ihrem Umfeld, und verurteilt sie wegen banalen Dingen: „Sabines Mutterstimme ist überhaupt die schlimmste aller Mütterstimmen“ (Stelling 2021, S. 121). Sandras Feindbild manifestiert sich paradoxerweise in den Frauen um sie herum und nicht in den Männern, die meist passiv an den Seitenlinien stehen. Dieses Scheitern erkennt sie in ihrer Freundin Isa (ebd., S. 15ff); in ihrer Schwester Wiebke, die jegliche Krankheitssymptome an ihren Kindern zu finden scheint und ihnen damit, wie Sandra findet, Krankheiten andichte (ebd., S. 111), oder in den Helikoptereltern im Gemeinschaftsbau (ebd., S. 123f). Sandras Blick verdichtet sich so sehr, dass sie in ihrem Umfeld ausschließlich Frauen erkennt, die zu tragischen Extremen von Mutterfiguren werden, wie etwa ihre Tante Irene (Stelling 2021, S. 163) oder ihre ehemalige Schulkollegin, die alleinerziehende Manuela, die in ihrer Duschwanne ertrinkt. Das Schicksal der beiden Frauen taucht immer wieder in ihrem Unterbewusstsein auf und wird zum Symptom ihrer

ist die Affäre irgendwann vorbei, die Reise nach Indien zu Ende“ (Stelling 2021, S. 131).

zunehmend schlechter werdenden mentalen Gesundheit²⁶ bis sie sich komplett in den Bildern verliert:

Das Wasser lief, der Abfluss war verstopft, uralte Rohre, verkalkter Siphon, dazu Manuelas Haare, vermischt mit Seife und Hautschüppchen. [...] Der Wind weht von Westen, treibt Manuelas Seele über Waiblingen und Schorndorf auf die Ostalb zu. Wo will sie hin, doch nicht nach Lauchheim zu Tante Irene? [...] Die Mädchen rühren sich nicht, als Irene ihnen die dicken Daunenkissen auf die Gesichter drückt. Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste, ist ein Tiefschlaf, fest und traumlos. Irene entsichert die Pistole des Metzgers. (Stelling 2021, S. 219-221)

Die Bilder von Manuelas und Irenes Tod verschwimmen in Sandras Unterbewusstsein zu einem verstörenden Bewusstseinsstrom, von dem sie sich selbst nicht mehr abgrenzen kann. In Sandras Wahrnehmung wird das Schicksal der gescheiterten Mütter unweigerlich zu ihrem eigenen.

Stellings Kritik richtet sich, anders als Sandras Wahrnehmung, aber durchaus gegen das patriarchale System und nicht gegen die einzelnen Figuren. Sie relativiert in *Bodentiefe Fenster* feministische und emanzipatorische Fortschritte der letzten 50 Jahre, am Beispiel dieser Mutterfiguren. Stelling setzt das Motiv der Matrophobie in einen modernen Kontext und zeigt damit auf, wie verinnerlicht patriarchale Ansichten selbst in emanzipierten Köpfen sind. So manifestiert sich Sandras Orientierungslosigkeit und Überforderung mit der Mutterschaft in der Matrophobie gegenüber den anderen Müttern, unter anderem auch, da sie einem ständigen Vergleich und Konkurrenzdenken ausgesetzt ist. Anhand von Sandra und ihrer Mutter veranschaulicht Stelling außerdem die Schwierigkeit, theoretische feministische Konzepte in eine konkrete Anwendung zu bringen. Die Tatsache, dass Sandra ihre Frustration hauptsächlich gegen die Frauen in ihrem Umfeld richtet und nur zum Teil gegen deren Männer, zeigt außerdem die inhärent sexistische Wahrnehmung in der westlichen Gesellschaft, dass hauptsächlich Frauen dafür verantwortlich sind, den bestehenden Status Quo zu ändern.

In *Of Woman Born* beschreibt Rich (2021, S. 240f) Matrophobie als ein ambivalentes Phänomen, das trotz der Ablehnung der Mutter durch die Tochter, diese doch immer wieder ihre Nähe suchen lässt. So stehe die Mutter für die „unfree woman, the martyr“ (ebd., S. 242) im eigenen Inneren. Nancy Chodorow (zit. in Saber 2024) beschreibt diese Komplexität der Mutter-Tochter-Beziehung ebenfalls als einen Prozess der Annäherung und Abkapselung. Während Söhne sich im Laufe des Älterwerdens eher von der Mutter

²⁶ Die Bilder der toten Schulkollegin geistern ihr schon früh im Text durch den Kopf: „Manuelas lange, blau gefrorene Schenkel auf den Fliesen ihres Badezimmers. Darunter, zerknautscht, ein weißer Badvorleger mir rosafarbener Paspel. [...] Ich habe Manuela hinter mir gelassen, ich bin lebendig, bin in Sicherheit. Und selbst wenn mir was passiert, haben meine Kinder immer noch Hendrik, Hendrik und die Hausgemeinschaft, in der es zwar nicht gerecht zugeht, aber immerhin so getan wird als ob.“ (Stelling 2021, S. 99)

separieren würden, ist die Beziehung zwischen Mutter und Tochter mehr von einer Wechselwirkung zwischen Nähe und Distanz geprägt (ebd., S. 214).

Auch Sandra steckt in diesem Dilemma. Sie formuliert einerseits eine Art Erleichterung darüber, dass ihre Mutter tot ist und andererseits fühlt sie sich verloren ohne sie und sehnt sich danach, ihre Mutter in ihrem Leben als Orientierungshilfe zu haben (Stelling 2021, S. 187): „[M]ich dürstet, mich dürstet nach Mutterersatz“ (ebd., 200). Sandra ist fest davon überzeugt, dass wenigstens ihre Mutter sie noch hätte retten können: „[M]eine tote Mutter, die mich vielleicht hätte retten können, aber schade, nein, sie hat zu viel geraucht“ (ebd., S. 209). Stelling greift das Motiv der Matrophobie bewusst auf, wie etwa die Anlehnungen an Fridays Text vermuten lassen, und positioniert Sandra in diesem Spannungsfeld zwischen klassischem, eindimensionalem Hass auf die Mutter und einer weitaus komplexeren Mutter-Tochter-Beziehung. Die Mutter-Tochter-Beziehung, die Stelling in *Bodentiefe Fenster* beschreibt, ist eine komplexe Mischung zwischen Annäherung und Ablehnung gemischt mit der Trauer von Sandra um ihre Mutter. Bleibt man bei Richs Theorie, die auch in Texten der Motherhood Studies zum Thema Matrophobie stets aufgegriffen wird (vgl. O'Reilly 2004, O'Brien Hallstein 2007, Saber 2024) und welche das Zurückfinden der Tochter zur Mutter als Grundlage einer emanzipierten Mutterschaft betrachtet, so stellt auch Stelling die Mutter-Tochter-Beziehung ins Zentrum von Sandras Identitätsproblematik. Durch den frühen Tod ihrer Mutter bleibt ihr eine Aufarbeitung verwehrt, weshalb sie darin gefangen ist, die Fehlentscheidungen ihrer Mutter immer wieder durchzudenken und sich selbst als Doppelung ihrer Mutter wahrzunehmen, die zum Scheitern verurteilt ist.

4.3. Generationenübergreifendes Trauma in der Mutter-Tochter-Großmutter Triade in Sheila Hetis *Motherhood* (2018)

Der Holocaust nimmt in *Motherhood* zunächst scheinbar nur eine Hintergrundrolle in der Familiengeschichte der Ich-Erzählerin ein. So überlebte ihre Großmutter Magda das KZ Auschwitz, in das sie mit 21 deportiert wurde. Nach ihrer Befreiung heiratete sie den Sohn einer älteren Dame, die sie im Lager kennengelernt hat und die dort getötet wurde. Nach dem Krieg beginnt sie Rechtswissenschaften zu studieren, wird aber aufgrund von illegalen Geschäften ihres Mannes vom Abschluss des Studiums abgehalten. Ihre akademischen Ambitionen überträgt sie auf ihre Tochter, die Mutter der Protagonistin, welche ihr Leben daraufhin der Medizin widmet (Heti 2023, S. 69ff).

Heti zeichnet in der kurzen Aufarbeitung der Leben von Großmutter und Mutter ihrer Protagonistin eine komplexe Mutter-Tochter-Beziehung nach, die sich in der Beziehung der Protagonistin mit ihrer Mutter repliziert. Als Magda in Ungarn stirbt, nachdem die Mutter der Protagonistin nach Kanada ausgewandert ist, fühlt sie sich, trotz des Zuspruchs von Magda, verantwortlich für ihren Tod, was sich unter anderem in Alpträumen manifestiert (Heti 2023, S. 73). Zwei Jahre später wird die Protagonistin geboren. Im Text verwebt sie diese beiden Ereignisse miteinander: „All through my babyhood and childhood and youth, my mother slept in the room next to mine, dreaming nightly about her mother” (Heti 2023, S. 73). Schon hier deutet Heti eine enge Verbindung zwischen den drei Generationen an, die im Laufe des Textes noch verstärkt thematisiert wird.

Nicht nur die familiäre Vergangenheit weist auf die jüdischen Wurzeln der Protagonistin hin, auch Sheila Hetis Sprache ist durchwoven von jüdischer Symbolik. Besonders in der Auseinandersetzung der Protagonistin mit Magda und ihrer Mutter sind die Formulierungen stark symbolisch aufgeladen. So führt die Protagonistin ihre Mutter mit folgenden Worten in den Text ein: „My mother cried for forty days and forty nights. As long as I have known her, I have known her to cry. I used to think that I would grow up to be a different sort of woman, that I would not cry, and that I would solve the problem of her crying” (Heti 2023, S. 15). Die Zahl 40 hat besonders in hebräischen Schriften ein transformatives Potenzial: so verbrachte Moses 40 Tage und Nächte auf dem Berg Sinai, bevor er die 10 Gebote von Jahwe erhält, und es regnete 40 Tage und Nächte, bevor die Flut hereinbrach (Aronson 2014, S. 11). Dass die Protagonistin die Traurigkeit ihrer Mutter in einen religiösen Kontext einbettet, suggeriert eine Verbindung zu ihren jüdischen Wurzeln. Denn was die Protagonistin in einer Mail an ihre Mutter als „[y]our mother’s sadness, and your sadness, and mine” (Heti 2023, S. 276) bezeichnet, erinnert an etwa, dass in der Psychologie als transgenerationales Trauma beschrieben wird. Transgeneracionales Trauma bezeichnet die familiäre Weiterführung eines Traumas über Generationen hinweg, etwa durch Erlebnisse wie dem Holocaust (Nir 2018, 2f). So lassen sich sowohl bei der zweiten Generation als auch bei der dritten und vierten Generation der Nachkommen von Überlebenden des Holocausts Symptome von weitergegebenem Trauma nachweisen (Nir 2018, 2f). Die Übertragung derartiger Traumata von Eltern auf die nächste Generation passiert unter anderem durch Unzulänglichkeiten in der Versorgung der Kinder, die durch psychische Krankheitssymptome herbeigeführt werden können (ebd., S. 4).

Im Text wird dieses transgenerationale Trauma nicht als solches bezeichnet, die Protagonistin spricht jedoch, wie oben, von einer Traurigkeit, mit der sowohl ihre

Großmutter, ihre Mutter und sie selbst leben (Heti 2023, S. 15f) oder von einem Fluch, der laut einer Wahrsagerin, die sie in New York trifft, auf allen drei Generationen lastet: „She squeezed her eyes shut, then revealed that a man and a woman had put a curse on me, my mother, and her mother, while my mother was pregnant with me” (Heti 2023, S. 48). Hetis Sprache in *Motherhood* ist geprägt von dieser spirituellen Beschönigung²⁷ und der Verknüpfung ihrer eigenen Traurigkeit mit der ihrer Mutter und Großmutter „The feeling of tears was in me when I woke, but they weren’t in me last night, alone. [...] This is also the same age as when your mother was miserable, and also constantly in tears” (ebd., S. 121). Auch in den familiären Beziehungen der Protagonistin reflektiert sich das erlebte Trauma der Großelterngeneration. So ist die Beziehung zwischen der Protagonistin und ihrer Mutter distanziert, da diese ihr Leben Magda widmet und ihre gesamte Energie in ihr Medizinstudium steckt, während ihr Mann die Erziehung der Protagonistin und deren Bruder übernimmt (Heti 2023, S. 73ff). Die Protagonistin erlebt die Beziehung zur Mutter in ihrer Kindheit als traumatisch, da sie sich selbst als Ursprung von deren Traurigkeit empfindet und ihren strengen Anforderungen nicht gerecht werden kann (Shirm 2022, S. 311f).

Gretchen Shirm (2022) analysiert diese Beziehung unter Gesichtspunkten psychoanalytischer Theorien Melanie Kleins, die den frühkindlichen Einfluss der Mutter als zentral für die Identitätsbildung von Frauen betrachtet. Denn auch wenn das durch den Holocaust versuchte Trauma als Ursprung der komplexen Beziehung wirke, so argumentiert Shirm (2022, S. 319), dass es vor allem die Beziehungen zur jeweiligen Mutter seien, von denen die Traumata der Töchter im Text stammen. Vor dem Hintergrund der erlebten Familiengeschichte sei es jedoch schwierig diese aufzuarbeiten: „In some ways, what Heti is outlining is the long shadow of the Holocaust, and the difficulty in making space for personal traumas, where larger atrocities loom” (Shirm 2022, S. 312). Für Martin Holtz (2023, S. 95) manifestiert sich dieses persönliche Trauma in einer über Generationen anhaltenden Wiederholung von Schuld und Unzulänglichkeit, ausgelöst durch unerreichbare Ideale, die von den Müttern auf die Töchter übertragen werden. So versucht die Mutter der Protagonistin, ihre akademischen Ambitionen auch auf ihre Tochter zu übertragen (Heti 2023, S. 75). Diese fühlt sich jedoch in der Ausübung ihrer Kreativität wohler und wird mehr durch die Erziehung ihres Vaters geprägt, der ihr, anders als ihre Mutter, einen spielerischen Zugang zur Welt vermittelt (Holtz 2023, S. 94).

²⁷ Bei einer anderen Begegnung mit einer Wahrsagerin, spricht diese davon, dass die Protagonistin mit der Trauer ihrer Mutter geboren wurde: „Well, it might be that you were born with your mother’s grief, like it got implanted in you as an energy ball“ (Heti 2023, S. 144).

Die Ideale der Mutter prägen jedoch, so Vieux Frankel (2023, S. 70), die dichotome Wahrnehmung der Protagonistin, sich zwischen der Kunst oder einem Kind entscheiden zu müssen. Während diese kontroverse Gegenüberstellung in der Rezeption für viel Kritik sorgt, wie in Kapitel 3.3. angesprochen, betrachtet Vieux Frankel (2023, S. 70) diese im Lichte der Frage, wie ein Leben nach dem Holocaust sinnvoll gelebt werden könne. Denn obwohl pronatalistische Diskurse in allen Weltreligionen stark vertreten sind, wird die Erwartungshaltung gegenüber jüdischen Frauen sich fortzupflanzen besonders nach dem Holocaust noch verstärkt. Die existenzielle Angst um das Verschwinden der eigenen Kultur in der Diaspora verstärkt den institutionellen Druck um eine weitere Dimension (Raucher 2021, S. 2-6). Ebenso verspüren Nachkommen von Holocaust-Überlebenden einen stärkeren Druck, ihr Leben nach einem Zweck auszurichten, als Altersgenoss*innen ohne einen ähnlichen familiären Hintergrund (Nir 2018, S. 8). So ist sich auch die Protagonistin der Erwartungen an sich als jüdische Frau bewusst: „I know that Jewish women are expected to repopulate from the losses of the Holocaust. *If you don't have children, the Nazis will have won. I have felt this. They wanted to wipe us from the earth, and we must never let them*” (Heti 2023, S. 162). Dennoch kritisieren jüdische Feminist*innen diese pronatalistische Haltung, da sie jüdische Frauen in limitierende Rollenbilder zwänge (Raucher 2021, S. 2). So hinterfragt auch Heti die Sinnhaftigkeit dieses pronatalistischen Drucks und schließt damit an den feministischen Gegendiskurs an, der seinen Fokus unter anderem auf die Rückwendung zur Elterngeneration legt (Vieux Frankel 2023, S. 79). Im selben Abschnitt ergänzt die Protagonistin etwa, dass es ihr egal sei, sollte die gesamte Menschheit aussterben und schlägt vor im Angesicht des erlebten Horrors besser gar keine Kinder mehr in die Welt zu setzen: „*We will make no more aggressors, and no more victims, and in this way, do a good thing with our wombs*” (Heti 2023, S. 162). Die Protagonistin widersetzt sich damit der Wahrnehmung von Mutterschaft als „epitome of selfless altruism” (Holtz 2023, S. 91) und legt ihren Fokus in der Debatte um die Kontinuität jüdischer Identität nicht auf die Zukunft, sondern in die Vergangenheit. So entfernt sie sich im Laufe des Textes mehr und mehr von der Idee, ein Kind zu bekommen, hin zur Aufarbeitung der Beziehung zu ihrer Mutter und der Vergangenheit ihrer Großmutter (Vieux Frankel 2023, S. 79). Diese Beziehung steht in einem engen Zusammenhang mit dem beschriebenen familiären Trauma, welches die Protagonistin aber als Fluch bezeichnet: „Someone cursed me, and my mother, and my mother's mother before me. The person who cursed us is now dead. It's a curse that turns me toward fixing my mother's sorrow, just as she was turned to fixing her mother's” (Heti 2023, S. 198).

Besonders diese Bewusstwerdung darüber, dass schon für ihre Mutter die Identifikation als Tochter und die Hinwendung zu ihrer Mutter wichtiger war als die eigene Mutterschaft, bringt die Protagonistin zur selben Einsicht und damit paradoxerweise näher zu ihrer Mutter: „I remember sitting at the kitchen table with my entire family, and suddenly knowing that I would never be a mother, for I was a *daughter – existentially* – and I always would be” (Heti 2023, S. 162). Das Akzeptieren der fehlenden Zuwendung von ihrer Mutter als Notwendigkeit, um sich deren Mutter zuwenden zu können und das Verstehen dieser als selbständiges Individuum unabhängig von ihrer Mutterrolle leiten für die Protagonistin eine Form der Heilung der komplexen Beziehung zu ihr ein (Shirm 2023, S. 318). Für Shirm ist es die Hinwendung zur Mutter durch die bewusste Ablehnung der Weiterführung des familiären Traumas in Form eines Kindes, welches der Protagonistin erlaubt, zurück zu ihrer Subjektivität zu finden. Sie öffne damit die Mutterschaftserfahrung für ihre eigene Erfahrung als Tochter einer Tochter einer Überlebenden und schaffe so einen Mutterschaftsbegriff, der „both from the mother to the child and away from the child” (Shirm 2022, S. 319) fungiere.

Denn mit der Rückwendung zur Mutter geht der Wunsch einher, genau wie sie, ihre Mutter in Form ihrer Arbeit wertzuschätzen:

My mother lived to fix the problem of her mother’s life, given how Magda was cursed. I have taken on the curse as my own. We do not pursue happiness in marriage. We do not look for happiness with children. We think mainly of our work, to solve the problem of our mother’s tears. (Heti 2023, S. 198)

Für die Protagonistin bedeutet das, die matrilineare Vergangenheit in Form eines Textes anstatt eines Kindes zu ehren: „A book lives in every person who reads it. You can’t just snuff it out. My grandmother got away from the camps. She got away so she could live. I want my grandmother to live in everybody, not just in one body from between my legs” (ebd., S. 200). Für Holtz findet sich darin die Essenz des Textes: eine Definition von Mutterschaft, welche sich der Mutter zuwendet und diese ehrt, „not by having a child but by writing the ancestral maternal line back into existence” (Holtz 2023, S. 95).

Heti wendet sich in ihrem Text einerseits gegen einen neoliberalen, stets zukunftsgerichteten Reproduktionszwang und andererseits gegen pronatalistische jüdische Diskurse. Sie richtet die Ambitionen ihrer Protagonistin schließlich in die Vergangenheit und steht damit trotz der Kinderlosigkeit in gewisser Hinsicht in der Tradition von Adrienne Rich (2021, S. 263), welche die Wiederherstellung der Beziehung zur eigenen Mutter als Grundstein der Wiedererlangung der Handlungsautonomie in der Mutterschaft beschreibt. Und auch wenn die Protagonistin nicht im klassischen Sinne zur Mutter wird, so erkennt sie sich im Prozess

doch als solche, wie etwa das Zitat am Ende des Textes zeigt und wie in Kapitel 3.3. angesprochen.²⁸ Heti erweitert den Begriff Mutterschaft um eine weitere Dimension, die nicht nur den Kampf um die Entscheidung, sondern ebenso die Kinderlosigkeit und die Hinwendung zur Mutter als eine Dimension von Mutterschaft anerkennt. Sie schreibt:

Maybe motherhood means honoring one's mother. Many people do that by becoming mothers. They do it by having children. They do it by imitating what their mother has done. By imitating and honoring what their mother has done, this makes them a mother. (Heti 2023, S. 200)

Dieses Aufbrechen wirkt gegen die Nichtexistenz relevanter Begriffe für Frauen, die sich gegen Kinder entscheiden, sowie gegen die Unsichtbarkeit ihrer Erfahrungen. Heti argumentiert mit ihrem Text, dass Mutterschaft jede Frau betrifft und darüber hinaus nicht nur im individuellen Vakuum passiert, sondern von der eigenen Erfahrung des bemuttert werden, geprägt wird. Die weibliche Linie innerhalb der Familie spielt dabei eine wichtige Rolle, da die Protagonistin auch ihre Großmutter in sich erkennt (ebd. 2023, S. 275). *Motherhood* endet mit einer E-Mail der Mutter an die Protagonistin, als Reaktion auf das Manuskript des Textes, indem sie die Zirkularität der matrilinearen Verbindung hervorhebt: „My mother was the person I loved the most, was the most important person in my life for the longest time. When I was pregnant with you, it never occurred to me that I would have a son. I lost my mother. I had to have a daughter to make the Universe perfect again” (Heti 2023, S. 283). Fahlgren & Williams (2023, S. 146) bezeichnen den Text daher als matrilineares Narrativ, welches die Identität der Protagonistin als eng verbunden mit der Geschichte ihrer Vorfahrinnen aufzeigt.

Nicht nur das Benennen von kinderlosen Frauen als Mütter, sondern das generelle Aufbrechen der institutionellen Vorgabe, wie und wer sich mit den Herausforderungen von Mutterschaft identifizieren darf, unterstreicht den Facettenreichtum dieses Textes, der eine Protagonistin dabei begleitet, wie sie sich von den Fesseln der Institution Mutterschaft zu lösen versucht und im Laufe dessen ihren eigenen vielschichtigen Zugang dazu findet.

²⁸ Folgendes Zitat wird auf den Seiten 47f näher analysiert: „Then I named this wrestling place Motherhood, for here is where I saw God face-to-face, and yet my life was spared” (Heti 2023, S. 284).

4.4. Abwendung von der Mutter in Annie Ernauxs *L'événement* (2000)

Annie Ernauxs Text hebt sich in diesem Analyseaspekt von den anderen Texten ab. Die Beziehung zur Mutter nimmt in *L'événement*, nur wenig Platz ein. Deshalb werden im folgenden Kapitel auch andere Beziehungen der Protagonistin analysiert, die während der Ereignisse als eine Art Mutterfigur für sie fungieren.

Grundsätzlich ist die Auseinandersetzung mit den Eltern, besonders mit der Mutter, in Ernauxs Werk sehr präsent (Skagen 2024, S. 3). So lässt sich die Repräsentation der Mutterfigur in *L'événement*, nicht vollständig von Ernauxs Werk separiert betrachten. Skagen (2024) etwa argumentiert, dass in ihrem gesamten Werk die Mutter-Tochter-Beziehung eng mit den ambivalenten Gefühlen verknüpft ist, die mit ihrem sozialen Aufstieg einhergehen. Trotz des Zurücklassens des Arbeitermilieus ihrer Kindheit und dem Bruch mit ihrer Herkunft findet Ernaux in ihren Texten durch das Reflektieren über die Beziehung zu ihren Eltern wieder zurück zu ihren Wurzeln (Skagen 2024, S. 4ff).

Wie schon in Kapitel 3.4. dargelegt, ist in *L'événement*, die Abtreibung das Ereignis in Annies Leben, welches den Übergang ihrer Kindheit hin zum Erwachsenenleben markiert. Dabei spielt die Trennung von der Mutter eine zentrale Rolle. Schon zu Beginn des Texts geht hervor, dass die Mutter der Protagonistin keine Verbündete für sie ist. Stattdessen gilt es, sie zu täuschen und jeglichen Verdacht einer möglichen Schwangerschaft im Keim zu ersticken. Annie inszeniert daher ihre Unterwäsche auf dem Wäscheberg so, dass ihre Mutter die Blutspuren einer leichten Schwangerschaftsblutung sehen kann, um sie beim Waschen für ihre Menstruationsblutung zu halten (Ernaux 2023, S. 15).

Diese Täuschung kennzeichnet in *L'événement* die Beziehung zu den Eltern und speziell zur Mutter, die für die Protagonistin einer Generation der „péché et de la honte sexuelle“ (ebd., S. 40) angehört. Da sie von ihrer Tochter dieselbe Keuschheit erwartet, hält diese ihr Privatleben von ihrer Mutter strikt fern und gibt sich bei Besuchen zuhause als das brave Mädchen (vgl. ebd., S. 40). So ist bereits zu Beginn des Textes eine gewisse Distanz zur Mutter vorhanden. Im Laufe des Textes wendet sich Annie durch die Abtreibung immer mehr von ihr ab. Wie bei McIlvanney (2001) in Kapitel 2.3. schon angesprochen, ist die Abtreibung auch ein Schritt für Annie, um ihre soziale Herkunft zurückzulassen. Diese ist in *L'événement*, sowie in anderen Texten Ernauxs eng mit ihrer Mutter verknüpft (Skagen 2024, S. 3). Flipot Meunier (2024, S. 59) bezeichnet die Abtreibung daher als einen „acte matricidaire“, durch den die Protagonistin sich von ihrer Mutter und damit von ihrer sozialen

Herkunft endgültig separiert. So schreibt die Protagonistin über den Moment, in dem die Engelmacherin ihr die Sonde einführt, welche die Fehlgeburt des Embryos auslösen wird: „J’ai tué ma mère en moi à ce moment-là” (Ernaux 2023, S. 60). Flipot Meunier (2024, S. 59) argumentiert, dass die Abtreibung der Protagonistin erlaube, mit dem vermeintlich biologischen Schicksal einer Mutterschaft zu brechen, was dazu führe, dass sie sich wieder in ihr universitäres Umfeld eingliedern könne und sich weiter von ihrer Herkunft und ihrer Mutter entferne. Gleichzeitig ist die Abtreibung ein Bruch mit dem strengen Katholizismus der Mutter (Skagen 2024, S. 4f).

In diesem Übergangsprozess, den das Erlebte für Annie repräsentiert, spielt Madame P.-R., jene Frau, die in ihrem Hinterzimmer Annies illegale Abtreibungen durchführt, eine zentrale Rolle. Ihre Darstellung ähnelt einer Mutterfigur (McIlvanney 2001, S. 172). Denn der Übergang vom Mädchen- zum Frausein wird primär durch die Metapher des eigenen zur Welt bringen im Prozess der Abtreibung symbolisiert. In dieser Metapher wird Madame P.-R. zum einen zur Geburtshelferin und zum anderen zur Gebärenden: „Sans le savoir, cette femme sans doute cupide - mais c’était pauvre chez elle - m’a arrachée à ma mère et m’a jetée dans le monde” (Ernaux 2023, S. 87). Annie formuliert die Erfahrung als ein Entreißen aus den Armen der eigenen Mutter, was das Übergangsritual als schmerzhaftes Erfahrung markiert (Day 2002, S. 84). Nach dem Einsetzen der ersten Sonde, welche die Fehlgeburt einleiten soll, begleitet Madame P.-R. sie zum Zug. Annie vergleicht sie mit einer Mutterfigur: „Je me sentais abandonnée du monde, sauf de cette vieille femme en manteau noir qui m’accompagnait comme si elle était ma mère“ (Ernaux 2023, S. 62). Dennoch ist es ein ambivalentes Bild, welches die Wahrnehmung der Protagonistin von der „Engelmacherin“ prägt. Einerseits nimmt sie die alte Frau als ihre Retterin wahr, andererseits findet sie ihre Erscheinung abstoßend: „Dans la lumière de la rue, hors de son antre, avec sa peau grise, elle m’inspirait l’aversion. La femme qui me sauvait ressemblait à une sorcière ou une vieille maquerelle” (ebd., S. 62). Die Beschreibungen spiegeln die Ambivalenz der Erfahrung wider. Zwar ist Annie erleichtert darüber Hilfe zu finden, gleichzeitig ist es eine furchteinflößende und einsame Erfahrung, in der ihr Madame P.-R. samt ihrer fragwürdigen Motive zunächst als einzige unmittelbare Komplizin dient.

Annie lässt nicht nur ihre Herkunft, sondern auch die Religion der Mutter schließlich hinter sich, nachdem sie ihre Abtreibung gebeichtet hat und merkt, dass der Priester sie als Verbrecherin verurteilt (Ernaux 2023, S. 85). Sich den katholischen Ideologien entgegenzustellen, die außerehelichen Geschlechtsverkehr sowie Abtreibungen verurteilen,

ist ein weiterer Schritt sich von der christlichen Mutter zu entfernen und die Kindheit hinter sich zu lassen (McIlvanney 2001, S. 166). Day (2002, S. 83f) sieht die Trennung von der Mutter und deren katholischen Werte unter anderem als wichtigen Schritt für die Protagonistin, um sich ihre Handlungsmacht zu erkämpfen. Da sie nun die Richtigkeit ihrer Handlungen selbst bestimmt, löst sie sich von der Scham, die durch katholische Ideologien und durch ihre Mutter reproduziert werden und die sie, wie in Kapitel 2.4. angesprochen, zu Beginn der Schwangerschaft begleiten (ebd., S. 84). Annies Beispiel zeigt besonders im Kontrast zu *Motherhood* die Komplexität von Mutter-Tochter-Beziehungen und ihre Auswirkungen auf die eigene Identität. Während Hetis Protagonistin sich intensiv ihrer Mutter anstatt eines Kindes zuwendet, muss sich Annie von ihrer Mutter abwenden, um eine individuelle Entscheidung treffen zu können und um sich in die Zukunft richten zu können.

Ähnlich wie in *Bodentiefe Fenster* repräsentiert die Mutter der Protagonistin nicht nur die soziale Herkunft, sondern ebenso die unterdrückte Mutterrolle im Patriarchat. So erkennt Annie ihren eigenen Körper als jenen ihrer Mutter, nachdem sie die illegale Abtreibung überlebt hat (Ernaux 2023, S. 77). Ihr Körper hat sich durch die Schwangerschaft verändert und produziert trotz der Fehlgeburt Milch. Annie fühlt sich fremd im eigenen Körper, der entblößt ist, gedemütigt wurde und nur wenige Unterschiede zum Körper einer tatsächlichen Mutter aufweist.²⁹ Sie erkennt darin zwar den Körper ihrer eigenen Mutter, doch in diesem Vergleich steckt keine positive Identifikation: „J’avais une sexe exhibé, écartelé, un ventre raclé, ouvert à l’extérieur. Un corps semblable à celui de ma mère“ (ebd., S. 77). Annie blickt auf die Rolle ihrer Mutter herab. Sie verkörpert für Annie die negative Rolle der Frau im Patriarchat, entblößt und gedemütigt. Anders als Sandra, kann Annie jedoch verhindern, dass sie dasselbe Schicksal wie ihre Mutter ereilt. Dies gelingt ihr aber nur, indem sie sich, zumindest vorerst, radikal von der Mutterschaft abwendet.

Rückblickend stellt die Erzählerin jedoch fest, dass sie dieses Opfer bringen musste, um sich später im Leben Kinder wünschen zu können und ihre Rolle in derselben Ordnung akzeptieren zu können: „Pour accepter cette violence de la reproduction dans mon corps et devenir à mon tour lieu de passage des générations“ (ebd., S. 88). Die gealterte Annie fällt damit ein sehr ernüchterndes Urteil, dass den Platz in der Ordnung der Geschlechter und vor allem die Beklemmung in der Mutterrolle zu akzeptieren scheint. Ebenso verändert sich die

²⁹ So beginnt ihr Körper am Tag nach der Abtreibung Milch zu produzieren: „Mes seins se sont mis à me faire mal. On m’a dit que c’était la montée laiteuse. Je n’avais pas imaginé que mon corps puisse fabriquer du lait pour nourrir un fœtus mort de trois mois“ (Ernaux 2023, S. 79).

Beziehung zur Mutter außerhalb von *L'événement*, in Ernauxs Werk. Die autobiographische Komponente von Ernauxs Texten erlaubt es, ihre Texte in Verbindung miteinander zu betrachten. Betrachtet man Ernauxs Texte als kohärentes Werk, so wendet sich die sehr autobiographische Protagonistin im Laufe des Alterungsprozesses wieder vermehrt ihrer Mutter zu, während sich die junge Protagonistin erst von dieser distanzieren musste (Skagen 2024, S. 16 – 22). So setzt sich Ernaux in *Une femme* (1988) und *Je ne suis pas sortie de ma nuit* (1997) konkret mit dieser komplizierten Beziehung auseinander.

In *L'événement*, selbst spielt sich diese Beziehung auf nur wenigen Seiten ab und wird nur in wenigen Nebensätzen thematisiert. Dennoch führt die Abwendung von der Mutter für Annie zur Hinwendung zu einem kollektiven feministischen Gedanken. Denn Annie betrachtet sich als Teil einer „chaîne invisible“ (Ernaux 2023, S. 30) von Frauen, die als Außenseiterinnen an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden. Dieser Gedanke einer weiblichen Kollektivität begleitet sie durch den gesamten Prozess und stützt sie in ihrer Entscheidung, dieses lebensbedrohliche Risiko einzugehen. Besonders in den Momenten der extremen Angst und des Schmerzes spürt sie die Präsenz dieser Frauen: „Mais rien ne peut empêcher ma certitude qu'elle garde le souvenir des filles et des femmes venues s'y faire transpercer d'une sonde“ (ebd. 2021, S. 60). Flipot Meunier (2024, S. 61f) vergleicht diese unsichtbare Kette an Frauen mit einem „ancestral bavardage“, also einem generationenübergreifenden Geschwätz, welches die Weitergabe von illegalen Informationen rund um die Abtreibungssituation erst ermögliche. Dass dieses Netzwerk Abtreibungen eigentlich erst ermöglichte, wurde lange Zeit unterschätzt. Für Annie ist diese Weitergabe von Informationen essenziell, da sie ohne diese Solidarität nicht zum Kontakt der „Engelmacherin“ gekommen wäre. Ihr Schicksal ist abhängig von der Weitergabe dieser Informationen durch Frauen, welche die Erfahrung bereits selbst gemacht haben (Flipot Meunier 2024, S. 60f). Für Annie manifestiert sich diese Informationsweitergabe durch L.B., die ihre Erfahrungen und ihr Geld mit ihr teilt, sie im Krankenhaus besucht und die Formalitäten klärt, als sie aus diesem wieder entlassen wird (Ernaux 2023, S. 80f).

Dieser Zusammenhalt über die Generationen als Form eines subversiven, feministischen Widerstands erinnert an Hetis *Motherhood*, wobei dieser sich bei Ernaux auf völlig andere Weise äußert. Zwar fehlen Annie engste Vertraute, die den Weg gemeinsam mit ihr bestreiten, dennoch stehen ihr Frauen zur Seite, ohne deren Hilfe sie nicht an ihr Ziel kommen würde. Während die Männer, die von ihrer Schwangerschaft erfahren, ihr entweder

mit anzüglichem und/oder herabwürdigendem Blick begegnen,³⁰ erfährt sie von den weiblichen Gegenübern subtile, aber wichtige Unterstützung (McIlvanney 2001, S. 171f). Nur mit der Hilfe von L.B. gelingt es Annie etwa eine Person zu finden, die die Abtreibung durchführt und ihre Studienkollegin O. wird in der Nacht der Fehlgeburt zu ihrer unverhofften Verbündeten, ohne deren Hilfe sie verblutet wäre (Ernaux 2023, S. 70ff).

Ernaux porträtiert die Abtreibung dadurch nicht als ein außergewöhnliches, individuelles Ereignis, sondern zeigt die weibliche Verbundenheit in der patriarchalen Kontrolle von Reproduktion sowie die damit verbundene Kollektivität weiblicher Erfahrungen auf (McIlvanney 2001, S. 174). Dies zeigt sich vor allem in dem Gefühl, das Annie umgibt, nachdem sie die Abtreibung hinter sich hat: „Je me sentais, pour la première fois, prise dans une chaîne de femmes par où passaient les générations” (Ernaux 2023, S. 81). Sie ist erfüllt von Stolz, über das, was sie geschafft hat und, was schon eine Reihe an Frauen vor ihr geschafft hat (Flipot Meunier 2024, S. 65). Die fehlende Unterstützung der Mutter wird durch den kollektiven Zusammenhalt der „chaîne invisible” (Ernaux 2023, S. 30) ersetzt. Denn die Entscheidung der Abtreibung fordert von Annie sich abseits der Ideale der Mutter zu positionieren und erlaubt ihr stattdessen Teil eines geistigen Kollektivs zu werden, dass sich von patriarchalen Anforderungen abhebt und basierend auf individuellen Werten zu leben versucht (Flipot Meunier 2024, S. 59f).

Der Zusammenhalt zwischen den Frauen, der eigentlich von großen Gesten geprägt ist, artikuliert sich im Text dennoch sehr subtil. Einerseits ist es Ernaux distanzierter und bemüht objektiver Stil, der die Beziehung zwischen den Frauen in ein pragmatisches und weniger sentimentales Licht stellt (Sardin 2008, 303f). Andererseits unterstreicht Ernaux damit einmal mehr den illegalen Charakter dieser Unterstützung und das Risiko, welches ihre Helferinnen damit eingehen. Die beschriebene Kollektivität steht in starkem Kontrast zu *Bodentiefe Fenster*, wo Sandra gedanklich zwar ebenfalls ständig die Geschichten anderer Frauen im Kopf hat, diese aber hauptsächlich als Negativbeispiele fungieren. Ähnlich wie Annie gibt es in *Bodentiefe Fenster* die ständige Präsenz der Schicksale anderer Frauen, von Solidarität kann dabei aber, wie in Kapitel 2.2. besprochen, kaum die Rede sein. Eine vergleichbare Form der Komplizenschaft stellt in *Motherhood* das matrilineare Band dar, welches die Protagonistin mit ihrer Mutter und Großmutter verbindet.

³⁰ Jean T., dem sie sich zuerst anvertraut begegnet ihr mit einem plötzlichen sexuellen Interesse: „Instantanément, il lui est venu un air de curiosité et de jouissance, comme s’il me voyait les jambes écartées, le sexe offert.” (Ernaux 2023, S. 24). Einer der Ärzte, den sie besucht, sagt ihr trotz ihrer offensichtlichen Verzeiwlung mit einem jovialen Grinsen: „[L]es enfants de l’amour sont toujours les plus beaux“ (ebd., S. 14).

4.5. Versöhnung mit der Mutter in Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023)

Auch in *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* thematisiert die Protagonistin die Beziehung zu ihrer Mutter. Sie kontrastiert darin die Erinnerungen an das Verlassen ihres Elternhauses mit dem Auszug ihrer Kinder (Knecht 2023, S. 12).

Die Protagonistin wächst in Vorarlberg auf und verlässt nach der Matura das Elternhaus, um nach Wien zu ziehen. Der Auszug ist sowohl eine Abwendung von den konservativen Werten, die sie mit dem Landleben assoziiert, als auch von den Eltern, die ihr Leben nach diesen traditionellen Vorstellungen ausgerichtet haben (ebd., S. 104f). Den Konservatismus am Land beschreibt sie hauptsächlich in Zusammenhang mit den Erwartungen an Frauen und dem Leben, das von ihr als solche erwartet wird. Schon als junges Mädchen weigert sie sich Tätigkeiten nachzugehen, die weiblich markiert sind: „Nähen und Kochen war jedenfalls für Hausfrauen, und ich würde keine Hausfrau werden, also brauchte ich es auch nicht zu lernen und wollte es nicht lernen müssen“ (ebd. S. 195). Sie distanziert sich von diesen „Frauensachen“ (ebd., S. 194), die sie in der Schule lernen soll, da sie diese „für ein Leben prädestinieren sollten wie jenes, das meine Mutter führte“ (ebd., S. 194). Die Mutter verkörpert für die Protagonistin das domestizierte Leben einer Hausfrau und bietet ihr, vor allem in der Jugend, kein Identifikationspotenzial. Dies spiegelt sich im Text in dem leicht herablassenden Ton wider, der die zunächst klischeehaften Beschreibungen der Mutter begleitet. So benennt die Protagonistin die häusliche Rolle und die familiäre Position ihrer Mutter als „Herrscherin über Tisch und Töpfe“ (Knecht 2023, S. 126), da sie am Esstisch traditionell den Vorsitz innehat und „naturgemäß diejenige war, die ständig vom Tisch aufzustehen und Essen, Geschirr, Besteck oder fehlende Gewürze herbei- und wieder wegzuschaffen hatte“ (ebd., S. 125).

Weiters beschreibt sie die Mutter als Zentrum des Familiengefüges:

Meine Mutter besteht darauf, dass wir uns alle gut verstehen, also verstehen wir uns alle gut. Wir hinterfragen das nicht. [...] Das funktioniert gut, vielleicht auch, weil ich keine Komplizen fände in einem Streit, alle andern sind zu zweit, meine Eltern, meine Schwesternpaare, nur ich bin allein. (ebd., S. 12f)

Wie bei Ernaux und zum Teil auch bei Stelling spiegelt die Erwartung an das traditionelle, domestizierte Leben die Lebensentscheidungen der eigenen Mutter wider, denen die Protagonistin auf keinen Fall nachfolgen möchte. Diese Mutterfigur verkörpert jene Werte, gegen die sich die Tochter stellt und steht zunächst in der gleichen Tradition jener Figuren,

die schon Rasmussen (1993) in ihrer Analyse der mittelalterlichen deutschen Dichtung beschreibt. Sie verkörpert für die Protagonistin all das, was innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft als „naturgemäß“ weiblich markiert ist und dadurch als minderwertig empfunden wird. In ihrer eigenen Ablehnung dieses Lebens in ihrer Jugend schwingt die eigene Wahrnehmung dieser Tätigkeiten als minderwertig mit. Genau wie die Protagonistin in *Motherhood* identifiziert sich Knechts Protagonistin zunächst eher mit ihrem Vater als ihrer Mutter und den Schwestern (ebd. S. 16f). Zur Mutter und den Schwestern verspürt sie daher seit der Kindheit eine gewisse Distanz. Die vier jüngeren Schwestern, jeweils zwei Zwillingspaare, wirken auf sie schon seit der Kindheit wie ein grotesker „Monsterorganismus“ (ebd., S. 108), in deren Mitte sich die Mutter positioniert, während sie sich selbst als das „verirrte Einzelwesen“ (ebd., S. 123) wahrnimmt. Der Umzug in die Großstadt nach der Matura ist für die Protagonistin daher ein Schritt Richtung Emanzipation, mit dem sie sich wie Annie gegen die „katholische Beengtheit“ (Knecht 2023, S. 105), des Landlebens und jener der Eltern richtet.

Knechts Text steht damit aber keineswegs in der Tradition von Texten, in denen die Matrophobie das Hauptmotiv in der Auseinandersetzung mit der Mutter bleibt. Stattdessen greift sie dieses Motiv auf und kritisiert es anhand ihrer Protagonistin, die sich der eindimensionalen Darstellung ihrer Mutter im Text bewusst wird:

Wenn ich lese, was ich über meine Mutter geschrieben habe, komme ich mir schäbig vor. Meine Mutter schaut in meiner Erzählung aus wie das Klischee einer Mutter. Aber ja: So ist sie, so spricht sie, so gehen wir miteinander um. So denke ich sie, so erzähle ich sie, auch meinen Freundinnen, weil es einfach ist, sie auf diese Mutter-Karikatur zu reduzieren. (Knecht 2023, S. 64)

Diese metafiktionale Erkenntnis ihrer Erzählerin, in ihrem Text eine „Mutter-Karikatur“ (ebd., S. 64) geschaffen zu haben, regt die Protagonistin dazu an, das Geschriebene in Frage zu stellen. Knecht reflektiert in dieser Passage diese stilistische Reduktion der Protagonistin von ihrer Mutter als schrullige Repräsentation von patriarchalen und essentialistischen Zuschreibungen und führt sie ad absurdum, indem sie ihre eigene selektive Wortwahl aufzeigt: „Ich schreibe nicht, wie klug sie ist, wie unbestechlich, wie mutig, wie schön, [...] wie selbstmitleidlos und tapfer: Ich schreibe, wie schrullig sie ist, lenke den Verdacht der Oberflächlichkeit auf sie“ (Knecht 2023, S. 65).

Schon zu Beginn des Texts lässt Knecht die/den Leser*in wissen, dass ihre Protagonistin eine unzuverlässige Erzählerin ist, die zum Beispiel ihre Tochter in einen Sohn verwandelt³¹ und in ihrem Text grundsätzlich keine Ansprüche auf eine vollkommene Wahrheit stellt, wie unter anderem der Titel suggeriert (ebd., S. 88f). Mit dem Aufzeigen dieser stilistischen Verdichtung in der Beschreibung der Mutter positioniert sich die Protagonistin selbst in einem von Matrophobie geprägten Spannungsfeld: „Letztlich ist mein Blick auf sie der üblich leicht abwertende Blick auf Mütter, auf Frauen, auf ältere Frauen. Das ist traurig, wenn es von einer Frau wie mir kommt, die ständig versucht, das Bild zu korrigieren, das man von Frauen hat“ (ebd., S. 65). Die Protagonistin reflektiert über ihre eigenen feministischen Überzeugungen und deckt dabei, ohne sie als solche zu benennen, die inhärente Matrophobie auf. Lynn O’Brien Hallstein (2007), die, wie oben beschrieben, die unterschwellig vorhandene Matrophobie in feministischen Texten der 2000er Jahre kritisiert, hebt in den von ihr analysierten Texten hervor, dass diese Abwertung sich unter anderem dort äußert, wo anstelle von „patriarchy-blame“ (ebd., S. 291) die Mutter, die einem bestimmten Idealtyp folgt, als Problem dargestellt wird. Ebenso kritisiert O’Brien Hallstein (S. 291f) die entweder/oder-Dichotomie der Texte, welche die institutionalisierte Mutterschaft einer emanzipierten Mutterschaft radikal gegenüberstellt. Eine ähnliche hierarchische Dichotomie zwischen traditioneller und emanzipierter Mutterschaft scheint sich bei Knecht in der Gegenüberstellung von Mutter und Protagonistin zu finden. Doch Knecht relativiert diesen „mother-blame“, wie er von O’Brien Hallstein (2007, S. 291) bezeichnet wird, indem sie die Entscheidungen ihrer Mutter in den sozialen Kontext, in dem diese erwachsen wurde, stellt. Anders als die Protagonistin wächst ihre Mutter mit keinen sichtbaren und greifbaren Alternativen zum traditionellen Hausfrauenleben auf: „Frauen ihrer Herkunft konnten sich keine Utopien erlauben. [...] Zu träumen hat sie nicht gelernt“ (Knecht 2023, S. 66).

Das Bewusstwerden über die unsichtbare Arbeit der Mutter und die Wertschätzung darüber, was sie für die Familie geopfert hat, geht ähnlich wie in *Motherhood* mit dem Erwachsenwerden der Protagonistin und der eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema Mutterschaft einher (Knecht 2023, S. 193ff). Dieses Umdenken steht ebenso in Verbindung mit der eigenen Akzeptanz, weibliche Tätigkeiten nicht als minderwertig wahrzunehmen.

³¹ Zu Beginn des Texts schreibt die Erzählerin über ihre beiden Töchter: „Auch meine Tochter Luzi sagt, ich darf nicht über sie schreiben. Sie will in meinen Texten nicht vorkommen [...] Ich sage: ‚Gut, okay, dann hat die Hauptfigur halt ein anderes Kind.‘ ‚Eins, das ganz zufällig genau so ist wie ich‘, sagt Luzi. [...] ‚Nein, ich mache ihr einen Sohn‘, sage ich, ‚einen, der ganz anders ist als du.‘“ (Knecht 2023, S. 11f)

Diese Akzeptanz spiegelt sich etwa in der mit der Mutterschaft entdeckten Freude der Protagonistin am Stricken wider. Anhand dieses Beispiels zeigt sich die Weiterentwicklung der Protagonistin, indem sie weiblich konnotierte Tätigkeiten nicht mehr pauschal ablehnt, sondern deren Wert erkennt: „[J]etzt liebe ich auch gute Wolle, flauschiges Alpaka-Garn, weiches Kaschmir, ganz feines Mohair, auf einen Seidenfaden gesponnen“ (ebd., S. 196). Durch die Veränderung ihres Fokus nicht das Leben ihrer Mutter abzulehnen, sondern ihre Entscheidungen in einem breiteren sozialen Rahmen zu betrachten, verändert sich auch der Blick auf die Mutter und ihre Rolle in der Geschlechterordnung. Auch wenn es zu keiner radikalen Änderung in der Beziehung zur Mutter kommt, wendet sie sich doch vom vermeintlich Weiblichen nicht mehr ab, sondern verspürt gegenüber dem, was die Mutter geleistet hat, große Wertschätzung: „Jetzt finde ich das alles fantastisch, was sie für uns gemacht hat“ (ebd., S. 194). Die eigene Mutterschaftserfahrung hilft ihr, weibliche Zuschreibungen nicht mehr verneinen zu wollen und das Problem nicht im Weiblichen, sondern in der gesellschaftlichen Herabwürdigung durch das patriarchale System zu erkennen. Diese Akzeptanz geht Hand in Hand mit der Akzeptanz der Mutter:

[S]ie wollte genau da sein, wo sie jetzt ist, dort wollte sie hin. Ich weiß auch, dass sie dort hinwollte, weil es für Frauen wie sie an Utopien mangelte. [...] Was sie wollte und zu wollen hatte, war eine kurze, vernünftige Ausbildung, eine Familie, ein Haus, ein bescheidener Wohlstand und eine Sicherheit, die über die nächsten Monate, die nächsten Jahre hinaus, wenn möglich bis ans Lebensende reichen würde. (Knecht 2023, S. 66)

Obwohl, wie in den drei anderen Texten, ebenso eine Wechselwirkung zwischen der Mutter-Tochter-Beziehung und der eigenen Auseinandersetzung mit Mutterschaft passiert, ist die maternale Identität der Protagonistin weniger von der Beziehung geprägt als etwa Sandras in *Bodentiefe Fenster*. Der Lebensentwurf der Protagonistin richtet sich, trotz der Wiederannäherung an die Mutter, in mehrerer Hinsicht gegen jenen der Eltern. So lebt die Protagonistin in der Stadt, ist alleinerziehend und selbstständig - eine Lebenssituation, die der Mutter stark widerspricht:

Sie würde nicht so direkt sagen, dass ich ein unmögliches Lebensmodell gewählt habe, ein zum Scheitern verurteiltes, weil sie meine Lebensentscheidungen respektiert, aber ich glaube, sie denkt, es würde mir besser gehen, wenn ich mich ein bisschen angepasst hätte. Wenn ich mich rechtzeitig eingelassen hätte auf ein kleines, bescheidenes Familienglück. (ebd. S. 67)

Obwohl sich die Protagonistin gegen jenes bescheidene Familienglück entscheidet, argumentiert Gillian Pye (2024, S. 279), dass ihre Idee der Protagonistin vom konventionellen, familiären Glück durch das Vorbild der Eltern geprägt sei. Pye (2024, S. 279f) argumentiert, dass, wenn sich die Protagonistin auch bewusst für einen anderen Lebensweg entscheidet, sie diesen mit dem konventionellen Lebensentwurf, mit denen sie

in ihrer Kindheit konfrontiert wurde, verglichen würde. Obwohl sie ihr Leben bewusst unkonventionell ausrichte, ist sie von den kulturellen Skripten nicht vollständig unbeeinflusst (ebd., S. 279f). Diese kulturellen Skripten manifestieren sich unter anderem in den Einstellungen ihrer Eltern: Obwohl es sie stört, dass ihre Eltern nicht anerkennen, was sie alles allein schafft (ebd. S. 156f), kann sie sich doch so weit von diesen Erwartungen distanzieren, um Entscheidungen zu treffen, die für sie richtig sind. So betrachtet sie ihre Entscheidung, sich scheiden zu lassen, als wichtigen Schritt hin zu ihrem eigenen Lebensmodell: „Das war, als ich merkte, dass ich nicht wie sie bin. Nicht geschaffen für das kleine, einfache, naheliegende Glück. [...] Später war ich vielleicht bereit dafür, auch wenn mein kleines Glück jetzt anders aussieht, etwas weniger traditionell und ein bisschen zerkratzt“ (ebd., S. 114). Die Abwendung von den Eltern erleichtert ihr schließlich die generelle Ablehnung dieses einfachen Glücks, weshalb sie sich auch von der Ehe abwenden kann und einen weniger konventionellen Weg zu ihrem eigenen Glück wählen kann. Trotz der Wiederannäherung an die Mutter, ist die Abwendung von der Heimat für sie rückblickend ein wichtiger Schritt für die eigenen Identitätsbildung gewesen.

5. Resümee

Die Auseinandersetzung mit den vier Texten zeigt, dass die Darstellungen von Mutterfiguren auch literarisch weitaus komplexer sind, als stereotypische Zuschreibungen suggerieren. So entsprechen weder Sandra, Annie noch die beiden namenlosen Protagonistinnen in *Motherhood* und *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* der gutmütigen, alles aufopfernden Marienfigur. Genauso wenig lassen sie sich mit einer bösen „Rabenmutter“ gleichsetzen. Vielmehr zeigen sich in der Auseinandersetzung mit den Figuren zahlreiche Nuancen, die von einer Wechselwirkung zwischen interpersonalen Beziehungen, gesellschaftlichen Erwartungshaltungen und individuellen Wünschen und Bedürfnissen geprägt sind.

Die Verbindung der vergleichenden Analyse mit sozialwissenschaftlich basierten Theorien der Motherhood Studies erweist sich als fruchtbare Gegenüberstellung. So betonen sowohl Adrienne Rich (1976) als auch Elizabeth Podnieks und Andrea O'Reilly (2010) das Potenzial der Gemeinschaft sowie die Rückfindung zur Mutter als wichtigen Schritt hin zu einer positiven Mutterschaftserfahrung. Anke Stelling greift diese Thematiken beispielsweise in *Bodentiefe Fenster* auf, zeigt jedoch anhand von Sandra, dass der Weg hin zum „Mothering against Motherhood“, von dem Andrea O'Reilly (2004, S. 159) spricht, selbst in einem emanzipierten Umfeld nicht unabhängig von institutionellen Zwängen ist. Nicht nur komprimiert Stelling diese gesellschaftlichen Ansprüche anhand des Gemeinschaftsbaus, sie veranschaulicht anhand von Sandra auch, wie Individuen selbst zur Reproduktion und Erhaltung dieser beitragen können.

Die Macht dieser sozialen Normen manifestiert sich auch in den ausgewählten Texten von Sheila Heti und Annie Ernaux. Während die Protagonistin in *Motherhood* den Bezug zu ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen in dem Spannungsfeld der gesellschaftlichen Erwartungshaltungen verliert, manifestieren sich diese in *L'événement*, ganz konkret in Form von gesetzlichen Strukturen. Die beiden Texte zeigen in unterschiedlichem Ausmaß, welche Auswirkungen diese kulturellen Skripten (Miller 2005) auf Individuen haben können, veranschaulichen aber in beiden Fällen deren regulative Macht. Gleichzeitig wird sowohl am Beispiel von Annie in *L'événement* und Sheila Hetis Protagonistin die Freiheit aufgezeigt, die mit dem Lösen von diesen Narrativen einhergeht. Diese Freiheit zeigt sich auch in Knechts *Eine vollständige Liste, aller Dinge, die ich vergessen habe*, wo die Protagonistin rückblickend und distanziert auf die Zeit der Kindererziehung blickt. Denn mit

der Entfernung von der aktiven Mutterschaft, klärt sich ihr Blick auf diese, was mit einer mit wichtigen Erkenntnissen einerseits und großer Erleichterung andererseits einhergeht.

Alle vier Texte veranschaulichen, wie die Macht dieser Skripten sich auch auf die Wahrnehmung der Protagonistinnen auswirkt. Während für Sandra in *Bodentiefe Fenster* und Doris Knechts Protagonistin in *Eine vollständige Liste, aller Dinge, die ich vergessen habe* zu viele Zuschreibungen existieren, die gegen eine autonome Identität wirken, kämpfen Annie und die Protagonistin in *Motherhood* dagegen an, dass ihnen ihre Erfahrungen durch die Nichtexistenz einer passenden Sprache abgesprochen werden. Beide Texte wirken gegen diese Ausgrenzung, indem sie sich einen Platz in der Sprache schaffen. Sie beide nutzen bereits vorhandene Konzepte, um die Sprache zur Bildung von Identität zu nutzen. Während Hetis Protagonistin sich die Begriffe der „nonmother“ und „motherhood“ textlich aneignet, verwendet Ernaux beispielsweise Parenthesen als Stilmittel gegen diese sprachliche Verdrängung. Sowohl Hetis als auch Ernauxs Ich-Erzählerin wirken jedoch schon in der narrativen Thematisierung ihrer Lebensrealität subversiv gegen diese sozialen Skripten.

Anders als diese beiden Protagonistinnen, kämpfen Sandra in *Bodentiefe Fenster* und Knechts namenlose Hauptfigur mit der Fülle an Zuschreibungen, die mit dem Muttersein verbunden sind. Sowohl Sandra als auch die Protagonistin in *Eine vollständige Liste, aller Dinge, die ich vergessen habe* versuchen ein valides Identitätsgefühl im Spannungsverhältnis von exogenen Erwartungen und inhärenten Wünschen und Bedürfnissen zu finden. Bei Stelling wird die Intensität dieser Erfahrung unter anderem durch die narrative Struktur des Textes verstärkt. In Sandras innerem Monolog lässt sich die Steigerung dieser Überforderung und der Verlust eines validen Selbstgefühls besonders durch die Projektion auf andere immer mehr nachzeichnen. Gleichzeitig beschränkt Stelling sich dadurch nicht auf Sandras Einzelerfahrung, sondern zeigt anhand der Nebencharaktere weitere Facetten von Mutterschaft auf. In der Gegenüberstellung mit Knecht zeigen sich ähnliche Problematiken in der Vereinbarkeit von maternaler und individueller Verwirklichung, die die Protagonistin dort aber zurücklassen kann. Die unterschiedlichen Zugänge der beiden Romane zwischen direktem Erleben und rückblickender Beobachtung geben spannende Einblicke in die Parallelen und genauso in die abweichenden Zugänge der Protagonistinnen. Während Sandra im Sog der gesellschaftlichen Ansprüche unterzugehen droht, obwohl sie glaubt auszubrechen, wendet sich Knechts Protagonistin unter anderem durch die Scheidung von ihrem Mann ganz konkret gegen diese Regeln.

Als dritte Analysekategorie wurde die Beziehung zur Mutter ausgewählt, da diese in allen vier Texten sehr präsent und relevant für die Handlung ist. Ebenso wird der Beziehung zu Mutter in den Motherhood Studies eine wichtige Bedeutung für die eigene Emanzipation beigemessen (vgl. O'Reilly 2004). In den ausgewählten Texten beeinflusst sie die Wahrnehmung der Protagonistinnen von sich selbst als (potenzielle) Mütter. In *Bodentiefe Fenster* stellt die Protagonistin Sandra ihre Erfahrung von Mutterschaft dem Leben ihrer verstorbenen Mutter gegenüber, indem sie immer wieder ihre eigenen Erlebnisse im Lichte ihrer Erziehung betrachtet. Dieses Nebeneinanderstellen suggeriert eine enge Verbindung von Sandras eigener Mutterschaftserfahrung und dem Erleben des eigenen bemuttert werden. Sandras Angst davor, wie ihre Mutter zu werden, wird zum Katalysator, eine komplexe Beziehung zwischen Hinwendung und Ablehnung aufzuzeigen. Stelling reiht die Mutter-Tochter-Beziehung damit einerseits in die Tradition der Matrophobie ein und sprengt gleichzeitig den Rahmen dieses eindimensionalen Motivs.

Abseits einer eindimensionalen Beziehung bewegt sich auch die Dreieckskonstellation von Tochter-Mutter-Großmutter in Sheila Hetis *Motherhood*. Ähnlich wie in *Bodentiefe Fenster* ist die Beziehung der Ich-Erzählerin in *Motherhood* zur eigenen Mutter komplex. Für beide Protagonistinnen ist die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Mutter ein wichtiger Aspekt im Verständnis der eigenen Identität. Anders als bei Stelling, ist es bei Heti jedoch nicht das emanzipatorische Scheitern der Elterngeneration, welches die Protagonistin prägt. Durch ihre jüdische Herkunft wird die Erzählerin mit transgenerationalen Trauma konfrontiert sowie mit einem Reproduktionsdruck zur Erhaltung des kulturellen jüdischen Erbes. Das Heilen des Verhältnisses zur Mutter sowie das Auseinandersetzen mit ihrer jüdischen Identität ist für die Protagonistin in *Motherhood* entscheidend, um ihre individuelle Auffassung von Mutterschaft zu akzeptieren.

Entgegen dieser engen Verbindung von eigener Mutter und Mutterschaft wirken die Protagonistinnen in *L'événement*, und *Eine vollständige Liste, aller Dinge, die ich vergessen habe*. Während bei Ernaux die radikale Abwendung vom Konservatismus der Mutter und damit einhergehend von ihrer Herkunft aus dem Arbeitermilieu notwendig ist, um sich gegen die Mutterschaft zu wenden, spielt das Verständnis der Lebensrealität der Mutter bei Knecht doch eine wichtige Rolle, um sich mit gewissen gesellschaftlichen Zuschreibungen von Weiblichkeit zu versöhnen. Obwohl sich beide Erzählerinnen von der Mutter abwenden, ist die Mutter-Tochter-Beziehung ebenso wichtig für den Text, wie bei Stelling und Heti. Denn für beide Protagonistinnen ist die Abwendung von der Mutter essenziell in der Ausbildung einer eigenen Identität, wie es für Sandra und die Protagonistin in *Motherhood* die

Hinwendung zur Mutter ist. Interessant zu beobachten ist, dass in den Texten unabhängig davon, ob sich die Protagonistin von der Mutter abwendet oder zurück zu ihr findet, die Figur der eigenen Mutter hauptsächlich indirekt im Text agiert. In den vier Texten ist die Mutterfigur großteils keine wirklich präsente Figur. So ist sie in *Bodentiefe Fenster* und *L'événement*, keine Figur innerhalb der Handlung. Obwohl sie in *Motherhood* und *Eine vollständige Liste, aller Dinge, die ich vergessen habe* eine Figur ist, beschränkt sich die Präsenz im Text ebenfalls hauptsächlich auf eine indirekte Stimme, die die Wahrnehmung der Protagonistin beeinflusst.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Texte wie diese ein wichtiges Tool zur Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Zuständen sind, da sie wertvolle Einblicke in reale Lebensrealitäten geben. Trotz ihres fiktiven Gehalts sind die Texte wertvolle Zeugnisse dafür, wie unterdrückende Strukturen auf Individuen wirken, da sich zahlreiche Parallelen zu sozialwissenschaftlichen Theorien und Studien finden. Anhand der Analyse und der Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschiede lässt sich außerdem feststellen, dass diese individuellen Erfahrungen oftmals nicht rein individuell sind, sondern ein gewisses Maß an Kollektivität mit sich bringen. Selbst in ihrer Einzigartigkeit bestätigen sie, dass Mutterschaft nie allgemeingültig, aber ebenso wenig eine rein individuelle Erfahrung ist. Die matrifokalen Texte sind eine wichtige Form der Auseinandersetzung mit Identitätsformen und der Ausprägung dieser abseits der vorgegebenen Wege. Die Analyse der Texte zeigt, dass die Betrachtung von Mutterschaft als universale Erfahrung diese simplifiziert. Wichtig ist dennoch, den kollektiven Charakter dieser Erfahrung hervorzuheben, um sich abzuwenden von dem neoliberalen Bestreben, Mutterschaft als private Entscheidung und Erfahrung abzuwerten.

Darüber hinaus zeigt die Analyse, dass das Thema Mutterschaft in der Literatur überaus vielschichtig ist und Potenzial innehält, um Platz im literarischen Diskurs für weibliche Themen bereitzustellen. Die Ambivalenz von Mutterschaft spiegelt sich nicht nur in den analysierten Aspekten wider, sondern eröffnet sich über ein breites Feld von Texten, die sich mit Schwangerschaft, Geburtserfahrungen, Fehlgeburten, unfreiwilliger Kinderlosigkeit, queerer Elternschaft, kolonialisierter Elternschaft etc. auseinandersetzen. Das Thema Mutterschaft ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung im Vergleich zu anderen genderspezifischen Themen noch relativ unterrepräsentiert, gewinnt in den letzten Jahren aber an Momentum (O'Reilly & Podnieks 2010, S. 1- 28). Dabei ist es einerseits ein zentrales Thema im Verständnis der Lebensrealität von Frauen und gebärfähigen Personen,

unabhängig davon, ob sich Individuen für oder gegen ein Kind entscheiden. Andererseits bietet die Thematik, wie diese Analyse zeigt, auch eine breite Palette an narrativen Zugängen zum Thema und ist nicht nur auf inhaltliche Ebene, sondern ebenso auf stilistischer und struktureller Ebene interessant für literaturwissenschaftliche und komparative Analysen. Dass Mütter schreiben, ist bis heute subversiv. Noch subversiver ist die Tatsache, dass sie ihre erlebte Realität wiedergeben und damit entgegen aller Stereotypen anschreiben. Um mit einem abschließenden Zitat von Emily Jeremiah (zit. in O'Reilly 2004, S. 17f) zu enden: „Mothering, therefore [...] may be understood as not only “compatible” with art but more significantly as conducive to it; and this perspective, in turn, constitutes a “strategy of subversion,” an undoing of the hegemonic constructions of both mothering and writing.”

Quellenverzeichnis

- Aronson, Stanley M.: The Ancient Roots of the Number Forty. In: Rhode Island Medical Journal 97/11, 2014, S. 12f.
- Bacholle, Michèle: „Sluttish“ Annie: Ernaux’s *Mémoire de fille*, Female Agency and Empowerment. In: Women in French Studies 29, 2021, S. 136 – 151. <https://doi.org/10.1353/wfs.2021.0009>
- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. 4. Auflage, München, Zürich: Piper 1991.
- Becker, Eva D.: Literarisches Leben: Umschreibungen der Literaturgeschichte. In: Richter, Karl / Sauder, Gerhard / Schmidt-Henkel, Gerhard (Hg.): Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. St. Ingbert: Röhrig 1994. Bd. 45.
- Bilotte Verhoff, China / Hosek, Angela M.: Enacting Rage and Navigating Tensions: U.S. Mothers’ Perceptions of the Term *Mom Rage*. In: Urbana: Organization for the Study of Communication Language and Gender Women and language 45/2, 2022, S. 199 – 234.
- Bilotte Verhoff, China / Hosek, Angela M. / Cherry, Jessica: „A Fire in my Belly:” Conceptualizing U.S. Women’s Experiences of „Mom Rage”. In: Sex Roles 88, 2023, S. 495–513. <https://doi.org/10.1007/s11199-023-01376-8>
- Bryan, Kathryn: Fantine in the Belle Époque: Representation of the Fille-Mère in *L’Assiette au beurre* (1902) and Marcelle Tinayre’s *La Rebelle* (1905). In: Modern Language Review 118/4, 2023, S. 458 – 481. <https://doi.org/10.1353/mlr.2023.a907832>
- Bryan, Kathryn: Invisible chain: breaking the taboo of abortion in Jeanne Caruchet’s *L’Ensemencée* (1904), Annie Ernaux’s *L’événement* (2000) and Audrey Diwan’s *L’événement* (2021). In: Modern & Contemporary France 2024, S. 1 – 15. <https://doi.org/10.1080/09639489.2024.2363283>
- Bueskens, Petra: Modern Motherhood and Women’s Dual Identities. Rewriting the Sexual Contract. New York: Routledge 2018.

- Chodorow, Nancy: *The Reproduction of Mothering. Psychoanalysis and the Sociology of Gender*: with a new preface. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1999 [1978].
- Collins, Caitlyn: Is Maternal Guilt a Cross-National Experience? In: *Qualitative Sociology* 44/1, 2021, S. 1 – 29. <https://doi.org/10.1007/s11133-020-09451-2>
- Currie, Mark: Maybe baby: uncertainty and decision in Sheila Heti's *Motherhood*. In: *Textual Practice* 36/1, 2022, S. 116 – 134. <https://doi.org/10.1080/0950236X.2020.1789207>
- Day, Lorraine: The Dynamics of Shame, Pride and Writing in Annie Ernaux's *L'événement*. In: *Dalhousie French Studies* 61, 2002, S. 75 – 91. <https://www.jstor.org/stable/40837419>
- De Onís, Catalina M.: Productive Justice as Environmental Justice. Contexts, coalitions, and cautions. In: O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): *The Routledge Companion to Motherhood*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 496 – 509.
- De Sotelo, Elisabeth: Politikwissenschaftliche Perspektiven auf Mutterschaft. Ein neues Geschlechter- und Generationenverhältnis. In: Krüger-Kirn, Helena / Metz-Becker, Marita / Rieken, Ingrid (Hg.): *Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven*. Marburg: Psychosozial-Verlag 2016, S. 87 – 104.
- Diabaté, Sabine / Beringer, Samira: Simply the Best!? - Kulturelle Einflussfaktoren zum „intensive mothering“ bei Müttern von Kleinkindern in Deutschland. In: *ZfF - Zeitschrift für Familienforschung* 30/3, 2018, S. 293 – 315. <https://doi.org/10.3224/zff.v30i3.04>
- Donath, Orna: Regretting Motherhood: A Sociopolitical Analysis. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 40/2, 2015, S. 343–367. <https://doi.org/10.1086/678145>
- Edmonds-Cady, Cynthia: Mapping Communities of Mothering: Where Race, Class, Gender, and Space Intersect. In: *Journal of Progressive Human Services* 34/2, 2023, S. 183 – 205. <https://doi.org/10.1080/10428232.2023.2173473>

Ernaux, Annie: L'événement. Ditzingen: Reclams Universal-Bibliothek 2023 [2000].

Ernaux, Annie: Das Ereignis. Übersetzt von Sonja Finck. Berlin: Suhrkamp 2022.

Fahlgren, Margaretha / Williams, Anna: Contested Motherhood in Autobiographical Writing: Rachel Cusk and Sheila Heti. In: Wahlström Henriksson, Helena / Williams, Anna / Fahlgren, Margaretha (Hg.): Narratives of Motherhood and Mothering in Fiction and Life Writing. Uppsala, Cham: Palgrave Macmillan 2023, S. 135 – 151.

Farhan, Christine: Frühling für Mütter in der Literatur? Mutterschaftskonzepte in deutschsprachiger und schwedischer Gegenwartsliteratur. Huddinge: Södertörn Academic Studies 2009.

Fell, Alison S.: Liberty, Equality, Maternity in Beauvoir, Leduc and Ernaux. Oxford: European Humanities Research Centre 2003.

Flipot Meunier, Gabrielle: „Elles forment en moi une chaîne invisible“: Images d'une filiation dans L'Événement d'Annie Ernaux. In: L'Esprit Créateur 64/3, 2024, S. 57 – 70.
<https://doi.org/10.1353/esp.2024.a941896>

Fox, Bonnie: Motherhood as a Class Act: The Many Ways in Which „Intensive Mothering“ is Entangled with Social Class. In: Bezanson, Kate / Luxton, Meg (Hg.): Social Reproduction: Feminist Political Economy Challenges Neo-Liberalism. Montreal: McGill-Queen University Press 2006, S. 231 – 262.

Friday, Nancy: My Mother / My Self: the daughter's search for identity. New York: Delacorte Press 1977.

Frye, Joanne S.: Narrating Maternal Subjectivity: Memoirs from Motherhood. In: Podnieks, Elizabeth / O'Reilly, Andrea (Hg.): Textual Mothers / Maternal Texts. Motherhood in Contemporary Women's Literatures. Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press 2010, S. 187 – 201.

Green, Fiona Joy: Feminist Motherhood. Successfully Negotiating the Tension between Motherhood as „Institution“ and „Experience“. In: O'Reilly, Andrea (Hg.): From

Motherhood to Mothering. The Legacy of Adrienne Rich's *Of Woman Born*. Albany: State University of New York Press 2004, S. 125 – 136.

Green, Fiona Joy: Feminist Mothering. In: O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): *The Routledge Companion to Motherhood*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 36 – 50.

Hartanto, Andree / Sim, Lester / Lee, Davelle / Majeed, Nadyanna M. / Yong, Jose C.: Cultural contexts differentially shape parents' loneliness and wellbeing during the empty nest period. In: *Communications Psychology* 2/105, 2024, S. 1 – 11. <https://doi.org/10.1038/s44271-024-00156-8>

Heinritz, Alena: BOOKS OR BABIES? BOOKS AND BABIES? Poetologische Perspektiven auf das Verhältnis von Mutterschaft und Autorinnenschaft um 1800, 1900 und 2000. In: *Literatur und Care* 1, 2023, S. 45 – 59.

Henryson, Hanna: 'Community Is The One True Capital': Ideologies Of Urban Self-Build Groups in Anke Stelling's Berlin Novels. In: *Forum for Modern Language Studies* 59/1, 2023, S. 39 – 55. <https://doi.org/10.1093/fmls/cqad006>

Herrmann, Leonhard / Horstkotte, Silke: *Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*. Stuttgart, Notzingen, Meppel: J.B. Metzler 2016.

Heti, Sheila: *Motherhood*. 3. Auflage, Dublin: Penguin Random House UK 2023 [2018].

Hewett, Heather: You Are Not Alone: The Personal, the Political, and the „New” Mommy Lit. In: Ferriss, Suzanne / Young Mallory (Hg.): *Chick Lit. The New Woman's Fiction*. New York, London: Routledge 2006, S. 119 – 140.

Hewett, Heather: Motherhood Memoirs. In: O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): *The Routledge Companion to Motherhood*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 191 – 201.

Hill, Alexandra M.: Family without futurity, kinship without biology: childlessness in contemporary German literature by women. In: *Feminist Media Studies* 22/4, 2022, S. 816 – 830. <https://doi.org/10.1080/14680777.2020.1743735>

- Holtz, Martin: Motherhood as Narrative: Sheila Heti's Wrestling with the Burden of Choice. In: Journal of the Austrian Association for American Studies 5/1, 2023, S. 78 – 99.
<https://doi.org/10.47060/jaaas.v5i1.170>
- Hornsby, J. E. / Riggle, Ellen: Temporal Migrations in Annie Ernaux's *L'Événement*: Re-counting (a) Lived Experience(s) in Abortion Narrative. In: Contemporary French and Francophone Studies 26/1, 2022, S. 76-82.
<https://doi.org/10.1080/17409292.2022.2026071>
- Ibsen, Henrik: Nora (Ein Puppenheim). Übersetzt von Richard Linders und Aldo Keel. Stuttgart: Reclam 2000 [1879].
- Jacobs, Amber: The Potential of Theory: Melanie Klein, Luce Irigaray, and the Mother-Daughter Relationship. In: Hypatia 22/3, 2007, S. 175-193.
<https://www.jstor.org/stable/4640087>
- Klanke, Annika / Marx, Stephanie: Literatur und Care. Verflechtungen poetischer und sorgender Praxis. In: Literatur und Care 1, 2023, 7 – 10.
- Knecht, Doris: Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe. München: Hanser Berlin 2023.
- Kraft, Helga / Liebs, Elke (Hg.): Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1993.
- Krüger-Kirn, Helena: Mutterschaft und weibliche Identität. Psychoanalytische und geschlechterkritische Überlegungen. In: Krüger-Kirn, Helena / Metz-Becker, Marita / Rieken, Ingrid (Hg.): Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Marburg: Psychosozial-Verlag 2016, S. 125 – 147.
- Krüger-Kirn, Helena / Metz-Becker, Marita / Rieken, Ingrid: Einleitung. In: Krüger-Kirn, Helena / Metz-Becker, Marita / Rieken, Ingrid (Hg.): Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Marburg: Psychosozial-Verlag 2016, S. 9 – 16.
- Laney, Elizabeth K. / Lewis Hall, M. Elizabeth / Anderson, Tamara L. / Willingham, Michele M.: Becoming a Mother: The Influence of Motherhood on Women's Identity

Development. In: Identity 15/2, 2015, S. 126 – 145.
<https://doi.org/10.1080/15283488.2015.1023440>

Letherby, Gayle / Williams, Catherine: „Non-Motherhood: Ambivalent Autobiographies.”
In: Feminist Studies 25/3, 1999, S. 719 – 746.

Letherby, Gayle: To Be or Not To Be (a Mother): Telling Academic and Personal Stories of Mothers and Others. In: Rye, Gill / Browne, Victoria / Giorgio, Adalgisa / Jeremiah, Emily / Six, Abigail Lee (Hg.): Motherhood in Literature and Culture. Interdisciplinary Perspectives from Europe. New York: Routledge 2018, S. 241 – 255.

Lewis, Emilie: Voluntarily Childless Women. A look at Western society and the definition of motherhood. In: O’Brien Hallstein, Lynn / O’Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): The Routledge Companion to Motherhood. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 122 – 129.

Liebs, Elke: „Spieglein, Spieglein an der Wand“ Mutter-Mythen / Märchen-Mütter / Tochter-Märchen. Brüder Grimm, *Marienkind*, *Frau Trude*, *Schneewittchen*, *Die Gänsemagd*, *Frau Holle*, *Schneeweißchen und Rosenrot*. In: Kraft, Helga / Liebs, Elke (Hg.): Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1993, S. 115 – 147.

Ludlow, Jeannie: It’s a boy+–borted. Fetal bodies, graphic abortion, and the option to look. In: Hurst, Rachel (Hg.): Representing Abortion. Oxon, New York: Routledge 2021, S. 49 – 60.

Moore, Julia / Geist-Martin, Patricia: Mediated Representations of Voluntary Childlessness, 1900–2012. In: Castañeda, Donna M.: The Essential Handbook of Women's Sexuality. Santa Barbara: Praeger 2013, S. 233 – 252.

Malacrida, Claudia / Boulton, Tiffany: Women’s Perceptions of Childbirth “Choices”. Competing Discourses of Motherhood, Sexuality, and Selflessness. In: Gender & Society 26/5, 2012, S. 748 – 772. <https://doi.org/10.1177/0891243212452630>

Malin, Jo: The Voice of the Mother: Embedded Maternal Narratives in Twentieth-Century Women's Autobiographies. Carbondale: Southern Illinois University Press 2000.

- McIlvanney, Siobhán: *Annie Ernaux: The Return to Origins*. Liverpool: Liverpool University Press 2001.
- Metz-Becker, Marita: Mythos Mutterschaft. Kulturhistorische Perspektiven auf den Frauenalltag des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Krüger-Kirn, Helena / Metz-Becker, Marita / Rieken, Ingrid (Hg.): *Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven*. Marburg: Psychosozial-Verlag 2016, S. 19 – 43.
- Meyers, Diana T.: The Rush to Motherhood: Pronatalist Discourse and Women's Autonomy. In: *Signs* 26/3, 2001, S. 735 – 773. <https://www.jstor.org/stable/3175538>
- Miller, Tina: *Making Sense of Motherhood: A Narrative Approach*. Cambridge: Cambridge University Press 2005.
- Nevin, Matilda: Punctuated Lives: Abortion, Ellipses, and Parentheses in Annie Ernaux's *L'événement* (2000) and Line Papin's *Une vie possible* (2022). In: *L'Esprit Créateur*, 64/3, 2024, S. 84 – 98. <https://doi.org/10.1353/esp.2024.a941898>
- Nir, Bina: Transgenerational Transmission of Holocaust Trauma and Its Expressions in Literature. In: *Genealogy* 49/2, 2018, S. 1 – 18. <https://doi.org/10.3390/genealogy2040049>
- o.A.: Peniel Mission. In: *Merriam-Webster.com Dictionary*, o.J. Zugriff 12.02.2024, <https://www.merriam-webster.com/dictionary/Peniel%20Mission>
- O'Brien Hallstein, Lynn: Matrophobic Sisters and Daughters: The Rhetorical Consequences of Matrophobia in Contemporary White Feminist Analyses of Maternity. In: *Women's Studies* 36/4, 2007, S. 269 – 296. <https://doi.org/10.1080/00497870701296895>
- O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda: Introduction. In: O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): *The Routledge Companion to Motherhood*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 1 – 15.
- O'Reilly, Andrea: Introduction. In: O'Reilly, Andrea (Hg.): *From Motherhood to Mothering. The Legacy of Adrienne Rich's Of Woman Born*. Albany: State University of New York Press 2004, S. 1 – 23.

- O'Reilly, Andrea: Mothering against Motherhood and the Possibility of Empowered Maternity for Mothers and Their Children. In: O'Reilly, Andrea (Hg.): From Motherhood to Mothering. The Legacy of Adrienne Rich's *Of Woman Born*. Albany: State University of New York Press 2004, S. 159 – 174.
- Pietig, Claudia: „Mein Leben ist wie eine Piñata“: Identifikationen, Brüche und Widerstände von Studentinnen indigener Herkunft aus Oaxaca, Mexiko. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress 2014, S. 139 – 171.
- Podnieks, Elizabeth: Matrifocal Voices in Literature. In: O'Brien Hallstein, Lynn / O'Reilly, Andrea / Vandenbeld Giles, Melinda (Hg.): The Routledge Companion to Motherhood. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group 2020, S. 176 – 190.
- Podnieks, Elizabeth / O'Reilly, Andrea: Introduction. Maternal Literatures in Text and Tradition: Daughter-Centric, Matrilineal, and Matrifocal Perspectives. In: Podnieks, Elizabeth / O'Reilly, Andrea (Hg.): Textual Mothers / Maternal Texts. Motherhood in Contemporary Women's Literatures. Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press 2010, S. 1 – 27.
- Pye, Gillian: Taking Stock: Relational Happiness and Female Midlife in Doris Knecht's *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen hatte* and Judith Hermann's *Daheim*. In: Oxford German Studies 53/3, S. 272 – 285.
<https://doi.org/10.1080/00787191.2024.2395190>
- Rasmussen, Ann Marie: Irdische und himmlische Mutterliebe. Vorgeschriebene und heimliche Lektionen für die Tochter. Bist du begehrt, so bist du wert. Magische und höfische Mitgift für die Töchter. *Die Winsbeckin*, Gottfried von Straßburg, *Tristan und Isolde*, Neidhartsche Gedichte, Mären, *Stiefmutter und Tochter*, Hans Sachs, *Gesprech der mutter*. In: Kraft, Helga / Liebs, Elke (Hg.): Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1993, S. 7 – 33.
- Raucher, Michal: Jewish pronatalism: Policy and praxis. In: Religion Compass 15, 2021, S. 1 – 13. <https://doi.org/10.1111/rec3.12398>

- Reeves, Kathleen: From Choice to Possibility in Sheila Heti's Motherhood. In: Arizona Quarterly: A Journal of American Literature, Culture, and Theory 79/3, 2023, S. 73-99. <https://doi.org/10.1353/arq.2023.a909148>
- Rich, Adrienne: Of Woman Born. Motherhood as Experience & Institution. 3. Auflage, New York: Norton Paperback 2021 [1976].
- Roscher, Wilhelm Heinrich: Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie: Iache - Kyzikos. Leipzig: Teubner 1890.
- Runde, Holly: Knowing my body, knowing myself: interpreting aborted corporeality in Annie Ernaux. In: Trans - Revue de littérature générale et comparée 21, 2017, S. 1 – 12. <https://doi.org/10.4000/trans.1466>
- Rye, Gill / Browne, Victoria / Giorgio, Adalgisa / Jeremiah, Emily / Six, Abigail Lee (Hg.): Motherhood in Literature and Culture. Interdisciplinary Perspectives from Europe. New York, London: Routledge 2018.
- Rúðólfsdóttir, Annadís Greta / Auðardóttir, Auður Magnús: „I feel like I am betraying my child”: The socio-politics of maternal guilt and shame. In: Gender Work Organ 31, 2024, S. 2733 – 2748. <https://doi.org/10.1111/gwao.13124>
- Saber, Yomna: „My mother must have been other than woman” Matrophobia in Audre Lorde's Zami: A New Spelling of My Name. In: a/b: Auto/Biography Studies 39/1, 2023, S. 211-233. <https://doi.org/10.1080/08989575.2023.2286157>
- Sardin, Pascale: Towards an Ethics of Witness, or the Story and History of 'Une Minuscule Détresse' in Annie Ernaux's *L'événement* and Nancy Houston's Instruments des Ténèbres. In: French Studies LXII/3, S. 301 – 312. <https://doi.org/10.1093/fs/knn027>
- Schmidt, Ludwig: Gesammelte Aufsätze zum Pentateuch. Berlin, New York: De Gruyter 1998. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1515/9783110807516.38>
- Sheikh, Sheheryar B.: The Walls that Emancipate: Disambiguation of the „Room” in *A Room of One's Own*. In: Journal of Modern Literature 42/1, 2018, S. 19 – 31. <https://doi.org/10.2979/jmodelite.42.1.02>

- Shirm, Gretchen: Sheila Heti, Melanie Klein and *Motherhood*. In *Critique: Studies in Contemporary Fiction* 63/3, 2022, S. 309 – 320. <https://doi.org/10.1080/00111619.2021.2024128>
- Skagen, Margery V.: „Writing Life, Writing Time, Writing the Mother: The Aging Daughter-Mother Relationship in Works of Annie Ernaux.” In: *Age, Culture, Humanities: An Interdisciplinary Journal* 8, 2024, S. 1 – 30. <https://doi.org/10.7146/ageculturehumanities.v8i.143105>
- Stelling, Anke: *Bodentiefe Fenster*. 7. Auflage, Berlin: Ullstein Verlag 2021 [2016].
- Szalma, Ivett / Heer, Marieke: Attitudes Toward Immigration in Europe. Understanding the Links Between Pronatalism and Voluntary Childlessness. In: *International Journal of Sociology* 54/2, 2024, S. 87–111. <https://doi.org/10.1080/00207659.2024.2319420>.
- Tausel, Sandra: ‘Damned If We Do, Damned If We Don’t’: Ageist Narratives of Reproductive Control. In: *Journal of the Austrian Association for American Studies* 5/1, 2023, S. 56 – 77. <https://doi.org/10.47060/jaaas.v5i1.177>
- Thiem, Annegret: *Repräsentationsformen von Subjektivität und Identität in zeitgenössischen Texten lateinamerikanischer Autorinnen: Postmoderne und postkoloniale Strategien*. Frankfurt am Main: Vervuert Verlag 2003. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.31819/9783964565198>
- Titze, Anja: Die Liberalisierung des Abtreibungsrechts in den 1970er-Jahren – Frankreich und Westdeutschland im Vergleich. In: *Gender - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 14/3, 2022, S. 119 – 134. <https://doi.org/10.3224/gender.v14i3.09>
- Toepfer, Regin: *Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter*. Berlin: J.B. Metzler 2020.
- Vieux Frankel, Alexandra: Queering Reproductive Time: Jacob’s Wrestling and Queer Temporalities in Sheila Heti’s *Motherhood*. In: *Canadian Jewish Studies* 35, 2023, S. 65 – 83.
- Wahlström Henriksson, Helena / Williams, Anna / Fahlgren, Margaretha: Ambivalent Narratives of Motherhood and Mothering: From Normal and Natural to Not-at-all. In:

Wahlström Henriksson, Helena / Williams, Anna / Fahlgren, Margaretha (Hg.): *Narratives of Motherhood and Mothering in Fiction and Life Writing*. Uppsala, Cham: Palgrave Macmillan 2023, S. 1 – 15.

Woolf, Virginia: *A Room of One's Own*. 31. Auflage, London: Penguin Books 2004 [1928].

Zima, Peter V.: *Theorie des Subjekts*. 4. Auflage, Tübingen: A. Francke Verlag 2017.

Abstract

Mutterfiguren spielten im literarischen Kanon sowie in der literaturwissenschaftlichen Forschung bis vor kurzem noch eine untergeordnete Rolle. Immer mehr steigt jedoch die Bereitschaft, unterschiedliche Lebensrealitäten von Frauen literarisch abzubilden. Die Masterarbeit analysiert daher die Darstellung von Mutterfiguren in ausgewählten Texten der Gegenwartsliteratur, die sich mit Mutterschaft aus einer mutterzentrierten Perspektive auseinandersetzen. Annie Ernauxs *L'événement* (2000), Sheila Hetis *Motherhood* (2018), Doris Knechts *Eine vollständige Liste aller Dinge, die ich vergessen habe* (2023) und Anke Stellings *Bodentiefe Fenster* (2016) eröffnen ein breites Spektrum an Mutterschaftserfahrungen zwischen Ablehnung und aktivem Erleben. Die Protagonistinnen der Texte setzen sich mit den Implikationen ihrer Reproduktionsfähigkeit in unterschiedlich ausgeprägten Stadien auseinander. So werden sowohl das aktive Muttersein als auch das Erleben von Abtreibung und freiwilliger Kinderlosigkeit in der Arbeit thematisiert. Die Masterarbeit untersucht anhand von drei Analysekategorien, die auf Konzepten der Motherhood Studies basieren, die narrative Darstellung von Mutterschaft und vergleicht dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb der Texte. Es werden die Auswirkungen des sozialen Umfelds, die maternale Identitätswahrnehmung sowie die Mutter-Tochter-Dynamiken anhand der Charaktere genauer untersucht.